Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zwanzigster Jahrgang

Nr. 30 Marburg i. H., den 26. Juli **1906**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Inhalt: Pflicht — Otto Pfleiderers Darstellungen des Urchristentums und die Richtungen der freien Theologie. Schluß — Modernes praktisches Christentum — Die deutschen Katholiken und die Schillerfeier 1905. Drittes Stück — Verschiedenes: Von der deutschen Orientgesellschaft; Aus der neueren sozialen Litteratur; Kirche und Trinkerrettung (Klar); Wir jungen Männer (Wegener); Mutterschutz; Wählt Römer! Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Pflicht

Wenn ihr Alles getan habt, was euch befohlen ist, so sprechet: wir sind unnütze Knechte; wir haben getan, das wir zu tun schuldig waren. Luk. 17, 10.

Fordert dieses Jesuswort nicht unsern schärfsten Widerspruch heraus? Wer seine Pflicht treu und gewissenhaft erfüllt, soll sich als unnützen Knecht ausgeben! Entspricht denn das der Wahrheit? Nützlich ist der Mensch, der seiner Pflicht nachkommt, nützlich der treue Haushalter; und mehr kann man vom Menschen nicht verlangen. Aber mehr soll er auch nicht aus sich machen. Wer mit seiner Pflichterfüllung prahlt, der hat seinen Lohn dahin. Einem frommen Menschen ist solches Prahlen unmöglich; ihm ist das Höchste, Gottes Kind zu sein. Gott ist sein Vater und Herr; er Kind und Diener, nicht mehr. Unser ganzes Leben ist ausgefüllt von der Aufgabe, das Gute zu tun. Und wer es damit ernst nimmt, der hat keine Lust, mit seiner Gewissenhaftigkeit groß zu tun. Der Pflichttreue ist immer demütig. Es ist von höchster Bedeutung, daß dieser herbe Gedanke der stillen, strengen Pflicht, die Nichts ist als eben nur Pflicht, Gottes Gebot im Gewissen, in uns lebendig und kräftig bleibe; er bewahrt uns vor eitlem Selbstruhm wie vor sittlicher Schlaffheit. A E

Otto Pfleiderers Darstellungen des Urchristentums und die Richtungen der freien Theologie

3

Wo liegt denn nun die Verschiedenheit der beiden Richtungen? fragten wir.

Einig sind wir durchaus in der historischen Methode, in dem Grundsatz, daß die Schriften des Neuen Testaments nicht anders als alle anderen Geschichtsquellen zu behandeln sind, wenn man aus ihnen erheben will, was Wesen und Erscheinungsformen des Urchristentums gewesen sind, und daß nicht bloß diese, sondern überhaupt alle Quellen für die Urgeschichte des Christentums heranzuziehen sind, mögen sie in einem für heilig gehaltenen Buche stehen oder nicht, mögen sie von Christen oder Juden oder Heiden geschrieben sein. Ich kann es nur als ein Mißverständnis ansehen, wenn Pfleiderer öfter, besonders aber in den Vorreden beider Bücher, das Wort von einer rückläufigen Bewegung der Kritik zur Tradition, das Harnack im Vorwort seiner Chronologie geschrieben hat, so erklärt, als heiße es „nichts Andres als zurückkehren zu dem katholischen Grundsatz, daß das Dogma die Geschichte beherrschen muß; denn die Tradition über das Neue Testament ist das Kind des altkirchlichen Dogmas (?) und das Motiv der Rückkehr zu ihr ist ebenfalls ein dogmatisches, nämlich der Wunsch, die nachapostolischen Schriften als Zeugnisse für die apostolische Zeit zu verwerten, um an die Stelle des allmählichen Werdens eine schon von Anfang daseiende Vollkommenheit von geheimnisvollem Ursprung und von inkommensurabler Autorität zu setzen." Ganz gewiß will Pfleiderer nicht mehr mit dem letzten Satze Harnack treffen, denn wer gegen die Vergangenheit so gerecht ist, wie er, kann gegen die Menschen seiner Zeit nicht ungerecht sein wollen. Aber auch der erste Satz trifft Harnack nicht. Was Harnack meint, ist eine einfache historische Tatsache, die gerade Pfleiderers Werk hervorragend bezeugt, die nämlich, daß wir gegenüber Baurs Aufstellungen eine rückwärtsgehende Bewegung erleben, die nicht bloß neutestamentliche, sondern auch andere Schriften aus rein historischen Gründen wieder dem traditionellen Ansatze näher oder entsprechend entstanden denkt. Ich brauche, um das zu belegen, bloß darauf hinzuweisen, daß Pfleiderer wesentlich mehr paulinische Briefe für echt hält als Baur, daß er fast in allen seinen Daten frühere Ansätze hat als sein Lehrer. Das deutlichste Beispiel aber dafür ist, daß Pfleiderer jetzt die Ignatiusbriefe, die er noch 1887 in scharfer Polemik dem im Anfang des zweiten Jahrhunderts als Märtyrer gestorbenen Bischof von Antiochien abgesprochen hatte, nun für echt hält. Und doch ist diese Rückkehr zur Tradition wie alle andern Rückzüge von Baurs Aufstellungen gewiß nicht aus dogmatischen Gründen von ihm vollzogen.

Vielmehr sind beide Richtungen, die eine von Baurs, die andere von Ritschls Datierungen der urchristlichen Schriften ausgehend, einfach aus Gründen genauerer Kenntnis und vorurteilsfreierer Beurteilung des Materials ungefähr in der Mitte zusammengetroffen. Das ist gewiß ein lebendiges Zeugnis ebensowohl für die Richtigkeit der Aufstellungen wie für die Unbefangenheit der Forscher. Heute kann man keinen Theologen mehr danach klassifizieren, ob er den Epheserbrief für echt hält oder nicht, und ob er den oder jenen Evangelisten für den ältesten erklärt. Es ist sehr erfreulich, daß wir über solchen Schulstandpunkt hinaus sind. Von beiden Seiten mußte dazu ein großes Stück dogmatischer Befangenheit aufgegeben werden. Von beiden Seiten. Denn es ist ganz gleich, ob unbewußt der Wunsch des Glaubens Urkunden für echt oder ob er sie für unecht erklärt, — auch dies ist möglich, wie schon die Kritik Luthers am Jakobusbrief und an der Offenbarung Johannis beweist —: ungeschichtlich ist Beides.

4

Wenn ich Pfleideres Darstellungen in ihrer Gesamthaltung überdenke, so treten mir deutlich die Gründe ins Bewußtsein, die auf beiden Seiten zu einer lebendigeren geschichtlichen Erfassung des Urchristentums und darum zu immer größerer Uebereinstimmung in der Entwerfung des geschichtlichen Bildes geführt haben.

Wir sind in Allem praktischer und realistischer geworden als es eine frühere Forschung etwa um die Mitte des vorigen

Jahrhunderts war. Nicht mehr mit unseren ästhetischen Maßstäben, mit unseren Lieblingsgedanken treten wir an die Zeugen jener fernen Zeit heran; wir halten jene einfachen Männer des praktischen Lebens nicht mehr für gelehrte Dogmatiker, die fest auf ihren Definitionen und Distinktionen stehen. Und darum halten wir Vieles für möglich, was man früher für unmöglich erklären zu müssen meinte. So hatte z. B. selbst noch in der ersten Auflage von 1887 Pfleiderer den Römerbrief des Ignatius, der die geschichtlichen Schwierigkeiten der andern nicht bietet, mit der Note versehen, er enthalte eine für unser Gefühl abstoßende Verherrlichung des Martyriums, und dem als zweites Argument beigefügt, „auch" scheine er nach handschriftlichen Zeugnissen nicht immer zu der Sammlung der Ignatiusbriefe gehört zu haben. Solche Argumente wird man in der neuen Auflage nicht mehr finden. Vielmehr rechnet Pfleiderer jetzt durchaus mit dem urchristlichen Enthusiasmus, und findet ihn auch in seiner Art groß, wenn er ihn gleich nicht für die klassische Form des Christentums erklärt.

Damit sind aber nicht bloß die Datierungen der Urkunden anders ausgefallen, sondern die ganze Auffassung der Dinge ist reicher, lebendiger und richtiger geworden. Die Enge des Intellektualismus und die „theologische" Auffassung der urchristlichen Strömungen und Richtungen ist geschwunden. Nicht mehr „Lehren" und „Prinzipien", sondern Lebensmächte und -Bedürfnisse und Personen stehen im Mittelpunkt. Verschollen ist gerade bei Jesus die berüchtigte Kontroverse um Person und Prinzip, und Pfleiderer ist es heute, der immer wieder betont — vielleicht zu stark betont, daß Jesus nichts Neues gesagt, daß aber durch die Art seines Wesens Alles ganz anders als im Judentum geworden sei. Das Neue „bestand nicht in irgend welchem neuen Inhalt, sondern in der neuen Art der Verkündigung und des Verkündigers" (Bd. I S. 634).

Diese entgegenkommende, das Verlorene suchende und rettende Liebe war etwas Neues, das man weder an den hochmütigen Musterfrommen des Pharisäismus ... noch auch an dem herben Bußprediger Johannes gesehen hatte. Es war die Wiederbelebung des besten Geistes der Propheten, eines Hosea und Jeremia vorzüglich, und doch wieder anders als damals ... (Bd. I S. 635.)

Daß diese Glut des apokalyptischen Hoffens sich in Jesu Seele verband mit der stetigen Wärme und praktischen Energie der barmherzigen Liebe zu den Armen und Elenden und Sündern, darauf beruhte der Zauber seiner Persönlichkeit, das Enthusiastische und Heroische seines Auftretens, seine hinreißende Gewalt über die Massen wie seine anziehende und fesselnde Macht über die einzelnen, zumal weiblichen Seelen; darauf aber auch seine Kollision mit den herrschenden Mächten seines Volkes und der Welt; kurz darauf beruhte das Schicksal wie der Erfolg seines Lebens. (Bd. I S. 636.)

Neu war nicht der Inhalt der Lehre, sondern nur die Art, wie Jesus sie verkündigte und zur praktischen Anwendung brachte. Es lag dem treuen Sohn Israels gänzlich fern, einen neuen Gott zu verkündigen...

Der Unterschied lag also nicht sowohl im beiderseitigen Gedanken Gottes als vielmehr in der Art, wie Gefühl und Wille darauf reagierten...

Und warum das? Nun offenbar darum, weil er unwillkürlich das, was er in sich selbst als das Höchste, das Göttlichste empfunden hat, auch als das Höchste in Gott, als sein eigentliches Wesen zu denken nicht umhin konnte. Sein eigen Herz, das bei aller Reinheit und Erhabenheit über die Sünde sich doch in barmherzigem Mitleid und rettendem Liebesdrang zum Elend der Sünder hingezogen fühlte, war ihm die Bürgschaft dafür, daß eben diese heilige und heilende Liebe auch das Höchste in Gott sei. (Bd. I S. 641.)

Man sieht, wie die Beurteilung Jesu und das Bild seines Wesens, das ja auch erst neu in die zweite Auflage eingesetzt ist, von den neuen Gesichtspunkten geschaut ist. Freilich, es ist bezeichnend und muß hervorgehoben werden, daß Pfleiderer immer noch viel mehr Raum darauf verwendet, nachzuweisen, daß Jesus doch in allem Wesentlichen einfach wie seine Zeit dachte, ihre Vorstellungen teilte. Nur selten führt er uns auf die Höhe einer solchen seelischen Fernsicht. Und man darf wohl überhaupt sagen, daß man in beiden Richtungen der Theologie bis auf den heutigen Tag mehr gelernt hat, vom Zauber des Eigenartigen in Jesus im Allgemeinen zu reden als darzustellen, worin er besteht und wie er hervorkommt. Doch das nebenbei. Wichtig ist, daß Pfleiderer an den entscheidenden Stellen so neu empfindet und das Persönliche, Geheimnisvolle, Religiöse so betont.

Statt weitere Beispiele zu bringen, verweise ich nur noch auf seine Darstellung der Gnosis. Sie ist ja freilich erst in der zweiten Auflage ausführlich geworden; aber ein Vergleich mit den kurzen Andeutungen über sie in der ersten zeigt deutlich den Fortschritt der Betrachtung. Gnosis ist auch für Pfleiderer nicht mehr in erster Linie Philosophie und wunderliche Spekulation, sondern „ihr Grundmotiv" war „das praktisch-religiöse Verlangen nach Rettung der Seele vor den Todesmächten, nach Verbürgung eines seligen Lebens im Jenseits. (Bd. II S. 181.)

Aus diesen erbaulichen Partien der Johannesakten gewinnt man einen viel besseren Eindruck von der eigentlichen Bedeutung der gnostischen Religion, von ihrer mystischen Innigkeit und ethischen Kraft als aus den phantastisch-mythologischen Schulsystemen, die uns durch die Berichte ihrer kirchlichen Gegner erhalten sind und nach denen die Kirchen- und Dogmengeschichte ihre farblosen Berichte über den Gnostizismus zu geben pflegen. (Bd. II S. 132.)

Früher sah eben der „Theologe" all das mit andern Augen an.

Und ich glaube, man darf von dieser neuen lebendigen, praktischen Betrachtung der Dinge sagen, daß sie in letzter Linie auf Ritschl zurückgeht. Gewiß ist ihm das Zeitalter entgegengekommen. Die boshaften Nachreden, mit denen ein Bernoulli*) jüngst den Zusammenhang zwischen Ritschls Schule und Bismarck herzustellen gesucht hat, sind freilich nicht mehr wert, als wenn uns einst Frank hinter dem gleichzeitigen raschen Emporblühen der Sozialdemokratie und der Ritschlschen Schule übermenschliche Mächte der Finsternis suchen hieß. Aber diese Phantasmen enthalten doch einen richtigen Eindruck von der Tatsache, daß in Ritschl trotz all seiner Scholastik einer aus der neuen Zeit kam, die nun auch in der Wissenschaft hinaushob aus der Enge der Schreibstuben und in die kraftvolle Wirklichkeit des Lebens stellte.

Unter diesem Einfluß Ritschls stehen auch seine alten Gegner, auch Pfleiderer, wenn man jetzt allgemein das Leben des Willens stärker ins Auge faßt als den Gedanken. Und wir alle dürfen uns dankbar seines Einflusses freuen, denn er hat uns der Wahrheit überall ein gewaltiges Stück näher gebracht, wenn wir gleich im Einzelnen fast alle seine Positionen ablehnen, so wie es Pfleiderer heute Baur gegenüber tut, ja wenn wir in Manchem heute Baur wieder mehr Recht geben als Ritschl.

Ein Zweites kommt zu dieser andersartigen Gesamtauffassung des Lebens hinzu. Es ist der Einfluß der welthistorischen Betrachtungsweise, die wir gewöhnlich die religionsgeschichtliche nennen. Man spricht heute geradezu von einer religionsgeschichtlichen Schule und meint damit allerdings (abgesehen von den über die Religionen des Imperiums arbeitenden Philologen) in der Theologie Männer, die jünger sind als Pfleiderer und Harnack. Aber ebensowohl an Harnacks Missionsgeschichte, die man doch ja nicht vergessen soll als Ergänzung zur Dogmengeschichte hinzuzunehmen, wie an Pfleiderers Urchristentum kann man den Einfluß der neuen Betrachtungsweise bemerken. Ja es erfüllt mit Bewunderung zu sehen, wie Pfleiderer das ganze erarbeitete Material heranzieht, wie er es zur Deutung des Christlichen verwendet.

Diese Betrachtungsweise rückt aber ganz andere Dinge in den Vordergrund als eine frühere: die Sakramente und Alles, was mit ihnen zusammenhängt, die sakramentalen Lehren der Wiedergeburt und Vereinigung mit Gott, das ganze rituelle System und das ekstatisch-mystische Element in den Gemeinschaftsreligionen der Zeit. Auch von hier aus fällt also der Ton nicht mehr auf die Gedanken und Vorstellungen, nicht mehr auf Lehrbegriffe und Schulsysteme, sondern auf den Kultus, auf Kultustheorie und geheimnisvolles Erleben der Gottheit. Dem gegenüber schwindet die alte Tübinger Kontroverse, ob Juden- oder Heidenchristentum, die übrigens bei Baur selbst nie das Ganze beherrscht hat, fast aus dem Gesichtskreis. Ihre ganze Fülle hat die neue Arbeitsweise noch nicht entfaltet; aber gerade bei Pfleiderer findet man prächtige Ansätze zu einer überschauenden Betrachtung der Religionen, die doch das Ziel dieser ganzen Arbeit sein muß.

*) Bernoulli, Das Christusbild in Hilligenlei. Jena, Eugen Diederichs 1906.

Um das Aeußerliche, von dem wir ausgingen, nicht zu vergessen, auch auf die Datierung der urchristlichen Urkunden gewinnt die religionsgeschichtliche Betrachtung starken Einfluß. Je genauer der Synkretismus erforscht wird, desto klarer wird uns, daß er älter ist, als Jesus. Also ist nicht die Gnosis eine Kinderkrankheit des Christentums, wie Pfleiderer in der ersten Auflage noch sagen konnte, sondern beide sind von einander unabhängige Erscheinungen, die auf einander eingewirkt haben. Und während man früher alle antignostische Polemik getrost ins zweite Jahrhundert setzen zu dürfen meinte, fällt jetzt der Grund für solche Datierung weg. Die Zweifel an der Echtheit des Kolosserbriefes u. a. können nicht mehr mit der Bekämpfung der Häretiker motiviert werden; denn wir können nicht wissen, wann zuerst die sicher zu des Paulus Zeiten vorhandenen gnostischen Ideen mit dem Christentum den Bund eingegangen sind. Es bleibt für uns nur noch als ein sicheres Kennzeichen pseudepigrapher Schriftstellerei, wenn ein „Apostel" Ketzer für eine spätere Zeit weissagt, wie es etwa in den Pastoralbriefen, in Apostelgeschichte 20 und im zweiten Petrusbrief geschieht.

Es ist also deutlich, daß es kein Zufall ist, sondern eine notwendige Entwicklung, wenn die Gesamtauffassung vom Verlauf der urchristlichen Geschichte immer einheitlicher geworden ist, wenn die Datierungen und Beurteilungen der urchristlichen Literatur immer mehr Gemeingut werden. So mußte der Unterschied zwischen liberaler und Ritschlischer Theologie in diesem wichtigen Gebiete immer stärker schwinden. Der Prozeß ist im vollen Gange, und wir Jüngeren können kaum noch verstehen, daß man hier einst so heftig gestritten hat.

5

Dabei wollen wir das Trennende gewiß nicht verwischen. Es ist viel besser, im offenen Bekennen der Unterschiede sich seiner Art bewußt zu bleiben, als eine unwahre Verschwommenheit anzurichten; man kann auch so im Frieden mit einander arbeiten, wo man gemeinsame Ziele hat. Aber ich halte die Lage zwischen uns für viel hoffnungsvoller, auch wenn ich in Betracht ziehe, daß von früheren Zeiten her noch manches Sentiment zu überwinden sein wird. Auch bei Pfleiderer finde ich Sätze (wie den zitierten über die rückläufige Bewegung der Kritik, seine Bezeichnung Leben-Jesu-Romantik für unsere Auffassung und was er Bd. II, S. 479 f. über „moderne" Theologie sagt), die solchem Sentiment entspringen und Verstimmung hervorrufen können. Aber ich meine, daß ein fester und guter Wille das überwinden kann und wird. Es wäre schade, wenn scharfe und mißverstandene Worte uns trennen würden, nachdem wir uns in der Sache so nahe gekommen sind.

Ein einziger sachlicher, allerdings bedeutender Gegensatz ist freilich noch geblieben, er betrifft aber weniger die wissenschaftliche Behandlung der Dinge als die Wertung der Geschichte. Von ihm bin ich jedoch gleichfalls überzeugt, daß er wenn nicht zu überwinden, so doch wesentlich zu mildern ist.

Von Hegel ausgehend ist Pfleiderer ein Anhänger der modernen naturwissenschaftlichen Entwicklungslehre geworden, wie sie sich im letzten Jahrhundert gebildet hat, und er teilt mit ihr die Ueberzeugung, daß alle Entwicklung nicht bloß notwendig war, sondern auch stets zum Höheren geführt hat. Mir ists, als hörte ich Herbert Spencer, wenn Pfleiderer seine Gesamtanschauung also entwickelt:

> Alles Lebendige betätigt sich ja in diesen zwei immer verbundenen Richtungen: in der Selbstbehauptung seiner Eigenart durch Scheidung von Anderem und in der Selbstentwicklung und Erweiterung seines eigenen Seins durch Verbindung mit Anderem, durch Aneignung des in seiner Umwelt ihm Zusagenden und Umbildung des Angeeigneten zu einem assimilierten Bestandteile seines Wesens ... Die Aneignung neuer Stoffe ist so wenig eine Hemmung des eigenen Lebensprinzips, daß sie vielmehr zu dessen Erhaltung und Entfaltung unbedingt nötig ist; nur wenn das Fremde nicht umgebildet und assimiliert würde, würde es zur Lebenshemmung und Erkrankung gereichen; ist es aber wirklich angeeignet, so gehört es ebensogut zum Inhalt des lebendigen Ganzen und kann ebenso wenig aus diesem weggedacht werden wie dessen ursprüngliche Elemente.

Auf Grund jener Gesamtanschauung stellt sich nun für Pfleiderer die Entwicklung des Urchristentums als ein beständiges Aufsteigen dar:

> Ganz nach diesem Gesetz aller Lebensentwicklung hat sich auch die Entwicklung des christlichen Prinzips [man beachte auch diesen Ausdruck, der in der Betrachtung Jesu überwunden war] vollzogen. Man verkennt also das Gesetz der „Entwicklung", von dem das geschichtliche Leben so gut wie das natürliche beherrscht wird, wenn man den urchristlichen Lehrern die Aneignung religiöser Ideen aus ihrer Umwelt zum Vorwurf macht, als ob sie damit eine Verkümmerung und Erkrankung des Wesens des Christentums bewirkt hätten, statt anzuerkennen, daß sie eben damit das christliche Prinzip von den engen Schranken des urchristlichen Messiasglaubens befreit und zur weltüberwindenden kirchlichen Religion erhoben haben. Zuerst und am wirksamsten ist diese Entbindung und Entwicklung des christlichen Prinzips durch den Apostel Paulus bewirkt worden, in dessen Fußstapfen dann seine Schüler, die Verfasser der deuteropaulinischen Schriften, und der tiefsinnige kirchliche Gnostiker, der das vierte Evangelium geschrieben hat, weitergingen. Unmittelbar an diese schlossen sich die Apologeten an, die den Ertrag der urchristlichen Lehrbildung für das Verständnis der griechisch-römischen Welt verständlich darzustellen versuchten und eben damit ihn zugleich in der Richtung auf das kirchliche Dogma hin weiterzubilden begannen. (Bd. II S. 681.)

Man beachte, um diesen Grundgedanken voll zu würdigen, daß er Pfleiderer nicht als eine Theorie vor aller Geschichte erscheint, sondern als eine aus der Erfahrung des organischen Lebens abgeleitete Hypothese, die der Befund auch des geschichtlichen Werdens allenthalben bestätige. Das versucht Pfleiderer überall in seinem Buche nachzuweisen. Indessen ist darauf aufmerksam zu machen, daß mindestens der Optimismus, den diese Lehre atmet, nicht aus wissenschaftlichen Gründen entspringt, sondern ein Werturteil über die Entwicklung ist. Das ist schon auf dem Gebiet der Natur so, wo uns die Erfahrung freilich eine Stufenleiter von immer besser an die Umgebung angepaßten Formen zeigt, wo aber doch nicht geleugnet werden kann, daß es auch Hunger- und Kummerformen gibt, und selbst höchste Formen untergehen können, weil sie zu spezialisiert angepaßt waren und bei geringen Veränderungen etwa des Klimas untergehen mußten, während sich die niedersten Formen gut erhielten. Man denke nur an die Ueberreste etwa der Eiszeit. In die Geschichte endlich kann der Entwicklungsgedanke zunächst nur als heuristisches Prinzip eingeführt werden, und es ist nicht eine einfach gültige Voraussetzung, daß das geschichtliche Leben von denselben Gesetzen beherrscht werde wie das Naturleben. Freilich zeigt die Erfahrung auch hier oft eine Entwicklung, aber keine naturgesetzliche und nicht immer eine höhere Anpassung und Vervollkommnung. Und so ist es ganz natürlich, daß Schopenhauer und Andere aus der geschichtlichen Entwicklung gerade umgekehrt meinen eine pessimistische Weltanschauung ableiten zu dürfen. Daß wir in Europa im allgemeinen Welt und Geschichte optimistisch auffassen, ist eine Folge nicht unserer Wissenschaft, sondern unseres Christentums. Im besonderen wirkt bei uns immer noch die Freude Goethes und der Romantik an allem Lebendigen auch in der Naturwissenschaft nach.

Die Theologie Ritschls, seiner Schüler und Freunde ist prinzipiell von einer religiösen Schätzung Jesu ausgegangen, den Ritschl selbst freilich wesentlich als Gründer eines Reiches Gottes in einem modernen Sinn verstand und vor allem nach der Seite seines Gottvertrauens, seiner Geduld und Treue als Erlöser würdigte, während erst durch seine Schüler, besonders durch Herrmann, eine größere religiöse Glut und Innigkeit in die „Jesusreligion" hineinkam. Diese Gedanken, die eine starke praktische Wirkung und von Haus aus reformierenden Trieb in sich trugen, haben sich einerseits zu einer mehr franziskanischen Auffassung Jesus als des Helfers auch wider die Lebensnot der Zeit, vor allem die soziale entwickelt. Und man darf nicht meinen, daß diese Epoche schon abgelaufen sei, weil Naumann, ihr großer Prophet, das heute für einen überwundenen Irrtum hält. Auf der anderen Seite hat sich die religiöse Schätzung Jesu immer mehr in eine wissenschaftliche verwandelt oder sie ist wissenschaftlich unterbaut und begründet worden. Der Entwicklungsgedanke hat sich auch hier eingestellt, nur ist er nicht in seiner Spencerschen Form als Gesetz verarbeitet worden, sondern er wird mehr aus der Erfahrung abgeleitet und darum nicht in dogmatischer Form verwertet. Man kann

doch nicht leugnen, daß an der historischen Einzelforschung (gerade auch an der neuen religionsgeschichtlichen) diese Seite der Theologie viel stärker beteiligt ist als die liberale. Freilich ist hier eine noch stärkere Wertung der Persönlichkeiten vorhanden als bei Pfleiderer; ohne den Einfluß Carlyles ist die Arbeit unserer jüngeren Theologen nicht zu denken.

Man beurteilt auf dieser Seite das Urchristentum nun insofern anders — im geschichtlichen Bild selbst ist fast kein Unterschied mehr — als man zwar zugibt, daß das Evangelium durch seine kirchliche Entwicklung immer wirkungsfähiger auf die Masse geworden ist, aber dabei betont, daß es eben dabei die Elemente niederer Religionsstufen wieder aufgenommen und sich dadurch zurückgebildet hat. Harnack hatte dabei in seiner Dogmengeschichte den Hauptnachdruck auf die Umbildung der Erlösungsreligion in eine Moral, „ein neues Gesetz" wie der Barnabasbrief sagt, gelegt, wie sie wesentlich bei den Apostolischen Vätern hervortritt; die neuere Betrachtung betont daneben noch besonders den Sakramentarismus, den man früher nur in der Gnosis und in der späteren Kirche suchte, von dem man jetzt aber immer deutlicher erkennt, daß er sehr alt, ja bereits vorchristlich ist.

Der Unterschied zwischen den von Ritschl und Harnack ausgehenden Theologen und zwischen Pfleiderer und anderen Liberalen mag auf den ersten Blick geringfügig erscheinen: er wirkt bedeutender, wenn man beachtet, daß ihm zuletzt eine andere Methode, das Wesen des Christentums zu bestimmen, zu Grunde liegt. Dort faßt man als Wesen des Christentums den von allem bloß Zeitlichen befreiten Kern des Evangeliums Jesu, hier den innersten Gehalt der ganzen Entwicklung des Christentums. In dem „Moralismus" des zweiten Jahrhunderts erkennt Pfleiderer eine wundervoll der Zeit angepaßte Auseinanderlegung der Idee des Christentums, und er wird nicht müde, die Sakramente ihrer zeitgeschichtlichen magischen Auffassung zu entkleiden und in ihnen nur den symbolisch tiefen Ausdruck des christlichen „Stirb und Werde" zu finden. (Bd. I, S. 295—301. Bd. II, 5. 495—500. 694—698.)

Diese beiden Anschauungen werden nie zusammen kommen, wenn wir nicht aufhören, uns gegenseitig falsche Konsequenzen vorzuwerfen, die wir doch Alle nicht wünschen. Von Pfleiderer aus gesehen, erscheint in falscher Konsequenz unsere Auffassung als ein Nachgeben gegen orthodoxe Wertung Jesu und der Tradition, als ein engherziges Richten der Geschichte. Und das wollen wir doch Alle nicht. Von uns aus gesehen, scheint Pfleiderer, indem er alles Gewordene nicht bloß versteht, sondern auch rechtfertigt, leicht ins Katholische zu geraten,*) wie denn die Reformkatholiken allerdings ähnlich argumentieren wie er. Aber es ist sicher, daß Pfleiderer das nicht will, sondern daß er nur allem Lebendigen liebevoll gerecht werden möchte. Andererseits erscheint uns leicht die Zurückstellung Jesu hinter die kirchliche Entwicklung, ja auch nur seine Zusammenstellung mit ihr zum Zweck der Wesensbestimmung seiner Religion ins Lager Kalthoffs zu führen, wo denn der Abweg bis zur Behauptung der Minderwertigkeit Jesu nicht mehr weit ist.**)

Wir müssen mit solchen „Konsequenzen" aufhören, wenn wir den Frieden wollen: wir sollten es aber auch aus dem Grunde tun, weil hier wirklich kein unüberbrückbarer Abgrund vorliegt.

Denn wenn wir auch von einem andern Ausgangspunkt ausgehen, so sind wir doch in dem einig, was wir als Wesen des Christentums verstehen. Das wird nicht bloß deutlich, wenn man ins Auge faßt, was Pfleiderer als das Wesentliche an Jesus betont, sondern auch wenn man die sittlichen und innerlichen Erlösungsgedanken anschaut, die er lieber mit dem klassischen „Stirb und Werde" als mit dem biblischen Wort Wiedergeburt bezeichnet. Und so ist der Maßstab, mit dem er die Entwicklung mißt, im Grunde derselbe wie der seiner vermeintlichen Gegner. Freilich betonen diese mehr das Geheimnis der großen Persönlichkeiten, er mehr die Notwendigkeit der Entwicklung im Ganzen; jene werten die Erscheinungsformen des Christentums unmittelbar, er sucht in ihnen den letzten (überall gleichen) Gedankeninhalt zu finden. Aber sind das nicht Gegensätze, wie sie jede geschichtliche Arbeit in sich birgt? Gegensätze, die schließlich auch auf dem Unterschied einer ästhetisch schauenden und einer praktisch wollenden Naturanlage ruhen? Können wir uns nicht an unserer Ergänzung freuen, statt nach schlechter deutscher Weise mit einander zu streiten? Ich meine, es sei ganz gewiß möglich und innerlich berechtigt, daß wir in dem uns aufgezwungenen Kampfe Hand in Hand gehen, in dem Gefühl, daß wir nicht bloß in der wissenschaftlichen Methode und den wissenschaftlich erkennbaren Einzelheiten im Wesentlichen einig geworden sind, sondern auch in den letzten Ueberzeugungen uns verstehen. Heinrich Weinel

*) Vgl. die besonderes wertvolle Besprechung des Urchristentums durch Jülicher in den Protestantischen Monatsheften VIII, 4, 1904 S. 139.

**) Kalthoff selbst stand ja nun zuletzt wie seine Helfer vom Monismus und im „Freien Wort" in scharfem Kampf auch gegen die liberale Theologie, nicht minder stehen darin die oben angedeuteten Radikalen wie neuerdings Moltmann und Scheven. Aber daß es auch ein friedliches Hinübergehen ins radikale Lager gibt, zeigt ein bei Eugen Diederichs, Jena, erschienenes kleines Buch: Promus, Die Entstehung des Christentums. 1 Mk.

Modernes praktisches Christentum

Kraftvolle Betätigung in praktischem Christentum gilt mit Recht als unentbehrliches Zeugnis für Wert und Gehalt einer theologischen Richtung. Wachsender Eifer in diesem Gebiet ist auf unserer Seite neuerdings unverkennbar. Im neunzehnten Jahrhundert gingen ja gewiß von konservativem Lager die tieferen und breiteren Wirkungen aus: der Hinweis auf Aeußere und Innere Mission sagt hier genug. Aber gegen Ende dieses Zeitraums häuften sich die Anzeichen eines Umschwungs; immer neue Kräfte brachen hervor, die modern gestimmte Geister auf die praktischen Aufgaben hinlenkten. Die Wendung des deutschen Geisteslebens vom Dichten, Denken und Träumen der Klassiker und Romantiker zum wissenschaftlichen, künstlerischen und politischen Realismus bildet den allgemeinen Zeithintergrund. Auf theologischem Gebiet hat die demgemäß ausgeprägt praktische Abzweckung der Ritschlschen Denkweise einen dauernd wirksamen Anstoß gegeben. In kirchlicher Beziehung hat der demokratische Zug und der konfessionelle Kampf der Zeit auch die Linke zu vereinsmäßigem und zum Teil parteipolitischem Wirken veranlaßt. Vor allem hat die soziale Not und Unruhe der Zeit die Stimmung weithin beeinflußt und vielfach feurigen Tatendrang erweckt. Und im Sulzesche Gemeindeideal bietet sich eine für kirchliche und für moderne Bestrebungen gleich befriedigende und befruchtende Idee christlicher Gemeinschaftsbildung im Rahmen der Zeitverhältnisse dar.

Die aus all dem hervorgehende Gesamtrichtung hat nun durch Bewegungen der neuesten Zeit eine bedeutsame Verstärkung erhalten. Vor allem hat die Verschärfung der kirchenpolitischen Gegensätze auf unserer Seite den Wert positiver Einzelarbeit mehr als je deutlich gemacht und zunächst wenigstens auf dem Gebiete theologischer Aufklärungsarbeit an gebildeten Laien eine rege Tätigkeit entfesselt. Daneben sind aber auch schon weiter- und tiefergehende Anwendungen modernen praktischen Christentums unter uns hervorgetreten — vorbildliche, klassische Verwirklichungen lange gehegter Ideale. Der lebendige Eindruck, den diese verheißungsvollsten unter allen genannten Anzeichen hervorrufen, ist es auch, der allein zu diesen Erörterungen den Mut und das Recht gibt. Es ist vor allem die Gemeindetätigkeit, die Pastor Clemens Schultz in Hamburg-St. Pauli entfaltet, und die damit verwandte Wirksamkeit des Hamburger Volksheims. In Classens neuester Schrift „Großstadtheimat" (Hamburg, Gutenbergverlag 1906, 3 Mk.), die in der Form bunter Lebensbilder die einschlägigen Lebensfragen in ihrer Fülle und Tiefe behandelt, haben wir ein grundlegendes Werk, das Jeder kennen muß, der in diesen Dingen mitlebt. Im Anschluß an die genannten Erscheinungen soll hier versucht werden, die darin zu Tage tretenden Probleme und Grundsätze kurz, aber möglichst umfassend zu entwickeln. Eine Einführung in die Hamburger Lebensformen soll dann an einem Teilgebiet die allgemeinen Ausführungen veranschaulichen.

Die Losung der angedeuteten Situation lautet: Hinein in die praktische Arbeit! Es ist hocherfreulich, dies als Tatsache konstatieren zu können. Aber eben darum ist die Lage kritisch. Es erhebt sich die große Frage, in welche Art von praktischem Christentum wir hinein sollen, in welches Bette der wachsende Strom sich ergießen soll. Wenn jetzt, da viele Kräfte zu frischem Schaffen bereitstehen, die falsche Richtung eingeschlagen wird, so kann das für lange Zeit verhängnisvoll werden.

Und bereits sind wir an einem bedenklichen Punkte angelangt.

Wir hören den Ruf: Hinein in die Einzelarbeit, das heiße für uns hinein in die Innere Mission. Im Liebeswirken sei bei der vorhandenen theologischen Spaltung die Einheit doppelt Bedürfnis.

Ob wir, besonders wir Jüngeren, diesem Rufe in hellen Scharen Folge leisten, daran entscheidet sich nun ein Stück christlicher Zukunft. Es ist eine Schicksalsstunde.

Jener Ruf fordert ernstlichste Beachtung und Prüfung; hochangesehene Ritschlianer und Vermittlungstheologen sind es, die ihn erheben. Aber schon aus dem Bisherigen geht hervor: selbstverständlich ist er nicht. Vielmehr erwecken gerade die anfangs aufgezeigten Kräfte alle mehr oder weniger den Eindruck, daß sie uns von der Inneren Mission ablenken und auf neue Bahnen führen.

Jedenfalls ergibt die kirchliche Lage das bemerkenswerte Bild, daß wir gegenwärtig an zweierlei Formen freier christlicher Praxis teilnehmen: die ältere Art ist unter dem Begriff der Inneren Mission zusammengefaßt; für die jüngeren Erscheinungen scheint der umfassende Begriff noch zu fehlen. Liegt aber nicht gerade darin eine Gefahr, daß wir beiderlei Formen so untereinander und miteinander betreiben — ich will nicht sagen prinziplos oder opportunistisch, aber vielleicht allzu harmlos, zu sehr nur realpolitisch? Jedenfalls ist eine klare begriffliche Scheidung auf diesem Gebiet nicht in Geltung. Aber wir fühlen doch unabweislich, daß sich zwei wesentlich verschiedene Grundtypen christlichen Lebens hier gegenüberstehen. Lange Zeit mag man sich behelfen — schließlich wird das Bedürfnis nach Klärung brennend. Nicht gelehrte Abhandlungen, sondern Taten von kraftvoller und geschlossener Eigenart bringen dann die Entscheidung. Aber im unmittelbaren Anschluß an sie muß die begriffliche Klarheit erarbeitet werden, sonst zersplittert sich die Wirkung. Zum zweiten Mal ist der Würfel in Hamburg gefallen. Von dorther erhalten wir Licht, einmal über unsere Stellung zur Inneren Mission, und sodann über unsere Stellung zu denjenigen freien Formen praktischen Christentums, die nicht Innere Mission sind. Das sind die zwei Fragen, die hier zu erörtern sind.

1

Was die Innere Mission ihrem Wesen nach sein will, das ist seit Wicherns Denkschrift genügend klargelegt. Es ist hier nur daran zu erinnern, daß ihr Charakter inzwischen sich spürbar verschoben hat. Bei treuer und gesegneter Arbeitsleistung hat sie gegenüber einer rasch vorwärtsschreitenden Zeit die großartige Weite der Gesichtspunkte ihres Bahnbrechers in der Hauptsache eingebüßt und hat sich der Führung des Pietismus, der ihr die besten Kräfte und Stützen bot, immer mehr anvertraut. Infolge dieser Entwicklung ist sie gegenüber der großen Wichernschen Forderung einer umfassenden christlichen Volkserneuerung unsicher und rückständig geworden. Dagegen hat sie auf gewissen umgrenzten Gebieten Leistungen aufzuweisen, die fort und fort uns die höchste Bewunderung abnötigen. Dies gilt hauptsächlich von der Fürsorge für Kranke und Gebrechliche aller Art, für Epileptische und Geisteskranke; ferner für Kinder ohne Familienobhut; einigermaßen auch von der Behandlung von Trinkern, Gefallenen, Strafgefangenen und sonst Gefährdeten oder Gesunkenen. Was ist nun die umfassende Eigenart dieser Gebiete? Doch wohl die Rettung, Bewahrung, Stärkung von Menschen, die physisch, geistig oder moralisch noch unentwickelt, dauernd nicht normal oder irgendwie geschädigt sind. Kurz gesagt: die Hebung der Schwachen. Darin liegt Größe und Grenze der Inneren Mission.

Welche Stellung zur Inneren Mission ergibt sich demnach für uns? Ganz gewiß erkennen wir darin eine echt christliche, notwendige Form der Liebestätigkeit, eine treue Fortführung des Wirkens dessen, der gekommen ist, den Kranken an Leib und Seele ein Arzt zu sein, die Mühseligen und Beladenen zu erquicken. Mit der Inneren Mission verteidigen wir gegen das harte Streben von Lykurg bis Nietzsche, das Volk durch Ausmerzung der Schwachen höher zu züchten, vielmehr als Forderung der größeren Weisheit, auch den glimmenden Docht nicht auszulöschen. Und so ist für uns bereitwillige Mitarbeit selbstverständlich, wo das Amt uns dazu ruft — ists doch in jenen Anstalten dasselbe im Großen, was uns der nächste Beruf, die Gemeindeseelsorge, im Kleinen an Krankenbetten als heilige Pflicht auferlegt. Aber damit ist die Sache durchaus nicht erledigt. Das Hauptproblem meldet sich nun erst. Vielleicht zunächst als dunkles Gefühl: Ja, all das ist gut und nötig — aber unsere Stärke, unser Spezialgebiet ist es nicht. Neidlos sehen wir die Ueberlegenheit Vieler von der älteren Richtung auf diesem Boden — das, was gerade wir mit heißem Bemühen gesammelt an Ewigkeitsgehalt, können wir hier nicht befriedigend verwerten, es führt uns auf andere Felder. Wir müssen hier fortwährend für die Schwachen wirken — aber sind nicht genug S t a r k e um uns her, die ebenfalls christlicher Liebe bedürfen und zwar gerade unserer Liebe? Sind nicht wir mehr für die „Starken“ da?

Doch halt — hier weiterzugehen ist gefährlich, so warnt man uns, das führt zu Spaltungen in der Liebestätigkeit! Hier ein Riß — das würde der Einigkeit in unserer evangelischen Kirche vollends den Todesstoß geben. Das Gewicht dieser Bedenken ist nicht zu verkennen. Aber schärferer Prüfung halten sie nicht stand. Zunächst ist zu bemerken, daß eine Scheidung gar nicht immer zur Spaltung führt, sondern oft auch eine Spaltung verhindert. Eine schiedlich friedliche Teilung der Gebiete und damit der Methoden wird auch hier der Eintracht viel mehr dienen, als eine künstliche Zusammenspannung, die nur unnötige Reibungsflächen schaffen würde. Von einer scharfen Trennung ist überdies nicht die Rede, sondern nur von einer Verteilung nach dem Grundsatz: Jeder verlege das Schwergewicht seiner Kraft auf das Gebiet, zu dem ihn Natur und Geistesgabe hintreibt. Damit ist auch in den seltensten Fällen von den schon Gebundenen ein Bruch mit ihrem bisherigen Verfahren gefordert, in der Hauptsache vielmehr nur den jungen, noch nicht festgelegten Kräften die Richtung ihrer Entfaltung gewiesen. Schlecht und recht seine Pflicht tun kann und soll man auch an ferner liegenden Aufgaben; aber seine ganze Persönlichkeit einsetzen, schaffen, führen, hinreißen — das geht nur, wo der innerste Drang uns dazu treibt. Und darauf kommt hier Alles an: mit halber Freudigkeit, mit trockenem Pflichtgefühl ist so wenig getan. Begeisterung, Aufopferung, Liebe und nochmals Liebe tut hier das Größte, tut Alles. Lauheit ist heute wie vor Alters der Fluch der Christenheit: sie ist aber allemal unvermeidlich, wenn Jemand seine eigenste Aufgabe nicht gefunden hat. Zudem ist eine Einschränkung der Differenzen auf die Wissenschaft sachlich unmöglich. Denn theologische Gegensätze sind sehr häufig und so auch hier Anzeichen verschiedener religiöser Grundrichtungen, und diese führen dann ebenso notwendig zu abweichenden praktischen Bestrebungen. Damit ist garnicht geleugnet, daß auch diese religiösen Typen noch Vieles, ja das Wichtigste gemeinsam haben. Aber zu verkennen, daß es zwei Aeste an einem Stamm sind, wirkt nur verwirrend. Die Innere Mission nimmt sich, wie wir gesehen haben, vorwiegend der Schwachen an — sie ist deshalb gewiß nicht ein Christentum der Schwachen. Aber die Art der Praxis wirbt und weist doch zurück auf die Art der Frömmigkeit: sie deutet auf einen mehr weichen und schlichten Grundzug, auf einen gewiß meist im guten Sinn weiblichen Charakter hin. Dem steht ein mehr männlicher Typus gegenüber, ein Christentum für die Starken. Die Verschiedenheiten liegen so tief, daß eine Vereinigung der Folgeerscheinungen aussichtslos ist.

Aber was schwerer wiegt als alle Gründe: die Geschichte ist über den Wunsch, zusammenzubleiben, bereits hinweggeschritten. Es haben sich Gebiete aufgetan, wo die Methode der Inneren Mission offenbar versagt oder irreführt, weil eben hier

nicht Schwache, sondern irgendwie Starke christliche Einwirkung verlangen. Das Musterbeispiel ist die soziale Frage. So schön auch das Zusammengehen aller Richtungen im Anfang der neunziger Jahre war: das Beieinanderbleiben war unmöglich, die Trennung ein entschiedener Fortschritt. Der Patriarchalismus auf der rechten Seite erwies sich als unzulänglich für aufstrebende Arbeiter. Das Riesenproblem „Evangelisch-Sozial“ forderte tiefere, schärfere Gedankenarbeit, die eine christlich-soziale Verquickung von Religion und Politik ausschloß. Die Scheidung beider Richtungen geht heute fast durch alle Instanzen hindurch, sie ist allgemein anerkannt, und das ist heilsam. Wohl noch weiter fortgeschritten ist die Scheidung auf dem Gebiete der Apologetik und Evangelisation — naturgemäß, da diese praktische Arbeit der Theologie am nächsten steht. Höher Gebildeten können die Bestrebungen eines Samuel Keller oder Dennert nicht genügen, und die „grünen Blätter“, die Religionsgeschichtlichen Volksbücher, die Abende der Christlichen Welt treten an ihre Stelle. Für religiöses Wirken unter den Arbeitern sind uns durch von Broecker in Halle, durch die Evangelisch-Sozialen im Königreich Sachsen, durch die Rüsselsheimer Volksakademie neue Bahnen gewiesen. Selbst im Rahmen der Krankenpflege, überhaupt des Frauendienstes — ein Gebiet, das doch vorwiegend der älteren Richtung zugehört — hat sich die Kritik („Frei zum Dienst“) und das Bedürfnis moderner Formen für gebildete Frauen erhoben und die Zimmersche Diakonie stellt sich entschlossen neben die alte Diakonissensache. Auch der Evangelische Bund gehört in diese Reihe. Es entspricht ganz seiner Aufgabe, wenn er sich vorwiegend auf freier oder vermittelnd denkende Kreise stützt. Endlich dürfen wir hier die Aeußere Mission nicht vergessen. Da ist ja durch die Bremer Erklärung die Trennungsfrage brennend geworden. Wieder ist zu beachten, daß die moderne Arbeit bei den Starken, den Kulturvölkern, einsetzt — die Naturvölker überläßt man willig der alten Richtung. Lernen wir also von der Geschichte, daß es nicht gilt, die Scheidung zu verhüten, sondern sie weise zu gestalten. Das heißt aber vor allem eine Gefahr vermeiden, vor der ja auf ihrem Gebiet die eben genannten modernen Gebilde bewahren wollen. Es ist die Gefahr, daß wir Aufgaben, zu denen wir unserer Grundbeschaffenheit nach mehr als die Innere Mission berufen sind, nun trotzdem mit deren althergebrachten Methoden und Gesichtspunkten zu lösen versuchen, statt nach Kräften moderne Grundsätze auf diese unsere eigensten Aufgaben anzuwenden.

Dies gilt unmittelbar im Blick auf ein Gebiet, das bisher zurückgestellt wurde, aber nur, weil es uns ganz besonders am Herzen liegt: es ist das Problem der Erziehung unserer heranwachsenden Jugend. Diese Frage rückt immer mehr in den Vordergrund des allgemeinen Interesses. Aber sind unsere Kreise für die damit gestellte Aufgabe gerüstet? Ist man sich der hervorragenden Bedeutung der Erziehungsfrage für das Christentum und besonders modernes Christentum genügend bewußt? Hier ist persönliches Wirken von Seele zu Seele in vollstem Maße, und nirgends kann es zugleich so zusammenhängend, so tiefgehend und so viel umfassend sein. Aber nirgends ist man auch so weit zurück wie hier in der klaren Scheidung der Aufgaben. Wohl haben wir moderne Jugendvereine, aber höchst bemerkenswert ist die Tatsache: die wenigsten modernen Theologen haben sich bisher für sie entschlossen; viele, die berufen wären, begnügen sich mit der Kritik des Bestehenden; eine auffallend große Anzahl aber wirkt ohne Weiteres bei den Jünglingsvereinen älterer Art mit. Ist dies das Richtige? Das ist eine Gewissensfrage, die nicht ernst genug genommen werden kann. Gilt hier nicht der Grundsatz: Unsere eigensten Aufgaben dürfen wir keinesfalls mit fremden Methoden lösen?

Eine genaue Untersuchung der Jünglingsvereine und christlichen Vereine junger Männer wäre für jetzt zu umständlich. Nur in Kürze das Nötigste. Diese Vereine sind trotz aller Wandlungen pietistische Gebilde geblieben, ihre Seele bleibt die Bibelstunde im Sinne Speners oder der methodistischen „Klassen“. Als Abteilung der Inneren Mission betrachtet stellen sie sich im Grunde die Aufgabe, Schwache und Gefährdete zu sammeln und zu bewahren. Ueberschauen wir die ganze internationale Bewegung von einem gewissen Abstand aus, so müssen wir in ihr eine machtvolle, segensreiche und relativ gesunde religiöse Strömung bewundern. Aber wir dürfen uns nicht darüber täuschen, daß es sich hier um die Verwirklichung eines Mönchsideals, oder genauer eines Tertiarierideals, auf evangelischem Boden handelt. Das ist kein Vorwurf. Die Geschichte hat nun einmal das Bedürfnis dieser Formen auch bei uns erwiesen. Aber die große Frage ist: Dürfen gerade wir nach unserer religiösen Grundrichtung unsere Lebenskraft an diese Bewegung wenden? Müssen wir uns nicht vielmehr notwendig anderen Kreisen und Formen widmen? Während wir in der religiösen Treibhausluft der Jünglingsvereine gewissenhaft mit nachschüren, lassen wir die da draußen frieren und darben. Während wir drinnen mit geistliche Verrenkungskünste treiben, harrt man — bewußt oder unbewußt — da draußen vergebens auf unser Eigenstes, unser Bestes. Wir wissen wohl, das heißt den Mund etwas weit auftun; aber dies ist gerade nötig, weil man zu lange schon geschwiegen hat. Wir wissen wohl: man kann sich die Mitarbeit so oder so zurechtlegen; man sucht manchmal mit einigem Erfolg auch im alten Rahmen dem Fortschritt Bahn zu brechen; man kann sich, einmal gebunden, kaum mehr losreißen. Aber sicher ist: jetzt ist durch das vorbildliche Auftreten der neuen Bewegung in Hamburg der Bann und die Bahn gebrochen und für die noch nicht gebundenen Kräfte ist der neue Weg, wo er irgend gangbar ist, Pflicht.

Schon hat auch die Sozialdemokratie begonnen, die Vierzehn- bis Siebzehnjährigen in eigenen Lehrlingsvereinen zu sammeln. Bei allem Streben nach einer gerechten Beurteilung der Arbeiterpartei müssen wir aussprechen: Die wichtige Aufgabe der Jugenderziehung droht hier durch politische Tendenz, seichte Aufklärung und zum Teil auch durch sittliche Unklarheit in bedenkliche Bahnen gelenkt zu werden. Aber die religiöse Einseitigkeit der Jünglingsvereine, dazu ihre antisozialdemokratische Tendenz ruft jene Gegenbewegung notwendig hervor. Wir können nur vorbeugen, wenn wir die Gründung moderner Jugendvereine selbst in die Hand nehmen.

Mit dem Bisherigen ist die Antwort zu geben versucht auf die Frage: Wie stellen wir uns zur Inneren Mission? Es ist nun nach der positiven Seite unsere moderne Eigenart, Aufgabe und Methode, die bisher nur gelegentlich vorweggenommen war, deutlicher herauszustellen.

2

Die Gewinnung von klaren Begriffen über einen Typus christlichen Lebens hat nicht nur akademische Bedeutung. Es sei nur an die anregende, sammelnde und stärkende Wirkung erinnert, die Wicherns Proklamierung des Begriffs „Innere Mission“ im Zusammenhang mit seiner praktischen Tätigkeit ausgeübt hat. Solche Vereinigung von praktischer und begrifflicher Arbeit ist es, was wir im Gebiete moderner christlicher Praxis bei den jüngeren Hamburgern vor uns haben. Hier seien nur einige Grundlinien angedeutet. Als unser eigentlicher Beruf hat sich uns schon im Bisherigen die Liebe zu den Starken bewährt. In diesem Begriff steckt eine Fülle von Gedanken, aber auch von Bedenken. Wie, sinds heute nicht mehr denn je die sozialen, sittlichen und religiösen Krankheiten und Schwächen, zu deren Heilung Christen berufen sind? Wie, ists nicht dauernde Grundtendenz des Christentums, die Menschen an ihrer Schwachheit zu fassen, sie durch das Bewußtsein ihrer schwachen und sündigen Art hindurchzuführen?

Dem ist entgegenzuhalten: Gewiß ist für das Christentum der Durchgang durch ein Verzweifeln an der eigenen Kraft wesentlich. Aber damit ist nicht gesagt, daß dies Moment immer und überall in den Vordergrund treten müsse. Im Rückschlag gegen die übertriebene Betonung dieser Seite, wie sie im Pietismus und vielfach in der Inneren Mission herrscht, kann auch einmal die entgegengesetzte Einseitigkeit am Platze sein. Auch Jesus hat zu seinen Jüngern gesunde, kräftige Naturen gewählt. Gottes Kraft ist auch in solchen Schwachen mächtig, die Anlage zur Kraft haben. Und gegen jene Bedenken spricht das Recht und das Gewicht unserer Eigenart, wie

sie schon oben als genuin evangelisches Lebensideal gekennzeichnet worden ist. Wir stärken uns mit Vorliebe an den kraftvollen Zügen Jesu und seiner Nachfolger; wir haben unsre Freude am Geisteskampf um theologische Fragen; wir wagen es, den Reichtum alles Schönen und Großen in der weiten Welt in unser Lebensideal aufzunehmen: ja, wir lieben männliches Christentum und wir können nicht anders. Und solche Vertreter der Religion sind es nun eben, die unsere Zeit braucht: da sind skeptisch gestimmte, doch religiös interessierte gebildete Laien, da sind aufwärtsstrebende, bildungsdurstige, mit Gott und Welt kämpfende Arbeiter, da ist eine von Lebenslust sprudelnde heranwachsende Jugend. Sie brauchen uns und gerade uns; unser Typus der Frömmigkeit bietet für sie die meisten und besten Berührungspunkte. Freilich auch diese Starken sind in mancher Beziehung Schwache, das heißt Irrende, Zweifelnde, Haltlose, Gefährdete, und eben sofern sie es sind, brauchen sie uns. Aber ihr Kraftgefühl drückt ihnen doch den Stempel auf. Danach hat sich ihre ganze Behandlung zu richten. Nichts verkehrter, wie wenn man sie als Verirrte und Verlorene anfaßt. An der gesunden, kräftigen Seite gilt es sie zu packen und zu stärken. So tritt siegreich allen Bedenken zum Trotz ein neuer lebensvoller Typus christlicher Frömmigkeit in uns hervor. Seine Grundlage ist ein tiefes, hingebendes, rückhaltloses Miterleben der Weltanschauungsnöte, der sozialen Kämpfe, der Erziehungsschwierigkeiten der Zeit — ein Hineintauchen in den Strom der Zeit, das oftmals fast ein Untertauchen wird, das aber so gut wie irgend eine Form christlichen Lebens aus dem Geiste Christi hervorgeht und das allein zu lebendiger Einwirkung auf diesen Zeitgeist befähigt. Hier gilt es: Nur noch immer tiefer hinein, nur immer entschiedener die Konsequenzen gezogen bis zur Aufopferung, damit wir uns nicht schämen müssen vor den heroischen Zeiten und Kreisen der Christenheit!

Heiliges Feuer glimmt auch in unsrem Innern, so gut wie irgendwo und irgendwann. Allein — wo ist das reiche, warme Leben, das davon ausgeht? Sulzesche Gemeindearbeit, Zimmersche Frauendienst, Mission an Kulturvölkern, Evangelischer Bund, Laienaufklärung, evangelisch-soziales Wirken: wir freuen uns dieser Werke, sie zu fördern ist unsere eigenste Aufgabe, aber eben deshalb prüfen wir sie genau. Wir setzen sie nicht herab, sondern wir ehren den Geist, der in ihnen lebt, wenn wir sagen: ein vollkommener Ausdruck dessen, was wir wollen, sind sie noch nicht — ich sage noch nicht.

Auf dem richtigen Wege sind sie alle. Zum Teil — so die drei erstgenannten — sind sie wohl nur noch zu wenig entwickelt, anerkannt und ausgebreitet, um auf die große Mehrzahl der Verlangenden ihre befreiende und beglückende Wirkung auszuüben. Zum Teil aber sind sie auch durch die Natur ihrer Aufgabe auf einer Linie festgehalten, die bis nahe ans Heiligtum des persönlichen Lebens führt, noch nicht bis ins Innerste hinein. Welch reiches und gesegnetes Wirkungsfeld ist uns neuerdings in der Popularisierung unserer Theologie geschenkt. Aber in dieser Arbeit selbst liegt die Sehnsucht nach tieferem Wirken. Gemeinschaft religiösen Lebens, nicht nur religiösen Denkens ists, was wir brauchen. Und der Evangelische Bund — gewiß wird sein Wirken immer nötiger. Es ist etwas Großes, wenn sich in ihm viele Tausende um ein gemeinsames Banner sammeln. Aber sind sie deshalb schon Ein Herz und Eine Seele? Allzu kalt und weltklug blicken die Schildhalter drein: Politik und Polemik. Und wie könnten sie auch anders? Endlich — wie befreiend, läuternd, erwärmend hat für uns die Loslösung echt evangelisch-sozialer Gesinnung vom christlich-sozialen Wesen gewirkt. Ein fester Stamm ragt hier empor. Aber was sind seine Hauptäste? Der gesunde, echtdeutsche Idealismus der Nationalsozialen — in der Politik, und ein kräftiger, frischer Trieb zu theoretischer Verständigung und Anregung — im evangelisch-sozialen Kongreß. Ja, all das mag gut, sehr gut sein. Aber es fehlt das Beste. Wohl lebt auch dies bei Einzelnen da und dort im Zusammenhang mit jenen Formen. Aber noch ist es nicht als große geschichtliche Erscheinung jenen genannten Werken gleich in offenkundiger Geltung. Ist es doch schon da? In den Hamburger Kreisen? Dann hat eine entscheidende Stunde für uns geschlagen.

Ja es ist da, und die Losung heißt: gemeinsames persönliches Leben. Es ist das Kleinod modernen Christentums, daß es in der Persönlichkeit und nicht in Gedankengebilden, nicht in rechtlich festgelegten Formen die vollgiltige Erscheinung göttlicher Kräfte gefunden hat. In Austausch und Ausbreitung dieses Lebens tritt sodann die besondere Bedeutung der Erziehung für uns hervor, freilich in klarer Loslösung von allem eng Schulmäßigen. Es ist das, was im Verhältnis Jesu zu seinen Jüngern für alle Zeit vorbildlich erscheint, was sodann in unserer Zeit von Sulze als Wesen der Seelsorge dargestellt wird, was am packendsten unter allen Theologen Herrmann vertritt. Es ist die Wahrheit, daß sittliches und religiöses Leben von Person zu Person auf dem Wege des Vertrauens erzeugt und genährt wird. Dieser Grundsatz heißt ins praktische Leben übersetzt: Ihr Pfarrer, ihr Juristen, ihr Arbeitgeber, schließt herzliche, aufrichtige, dauernde Freundschaften mit Lehrlingen, mit Fabrikarbeitern, mit Handlungsgehilfen! ihr Christen mit Glaubenslosen! Bietet den Entbehrenden nicht nur einige dürftige Brosamen von eurem vollen Tische dar, etwa einen „allgemeinbildenden" Vortrag, oder eine schöne erbauliche Bibelstunde, oder sonst einen Almosen. Nein, ladet die draußen an Hecken und Zäunen als hochwillkommene Gäste ein an eure reich besetzte Tafel und teilt brüderlich Alles mit ihnen, was euer Leben reich und tief macht: Gemüt, Geist, Humor, Bildung, Lebensart, Daseinsfreude, Erfahrung, Hoffnung, Glauben, Liebe. Unvermutet werden die Armen sich in Vielem als die Reichen enthüllen, und ihr werdet aus Schenkenden zu Empfangenden. Geselligkeit, diese Lebensluft echter Kultur und Religion, ist nun durch die höchsten Gedanken veredelt, zu schönstem Gottesdienst geworden. Am unendlichen Stoff der Welt, nicht an engen steifen Formen erwacht hier lebendige Religion. Das christliche Aushängeschild, wie es leider in der Inneren Mission eine so große Rolle spielt, haben wir gründlich satt. Ein religiöses Zartgefühl, fast Schamgefühl, das auch vor dem feinsten Mißbrauch christlicher Namen und Formen schaudert und Christianisierung von innen, nicht von außen her fordert, ist uns eigen. Gerade die Zurückstellung derjenigen Lebensformen, die fälschlich als die allein religiösen gelten, sowie die Vermeidung aller Parteitendenzen gestattet erst dem Reichtum persönlichen Lebens ungeschmälerte Entfaltung. Nur so kann insbesondere unsere Liebe den Starken nahe kommen.

Die nötigen Formen wird sich dieser Geist schon von selbst schaffen. Nur auf das Grundproblem der Organisation sei zum Schluß noch kurz hingewiesen. Das neue Leben drängt seine Träger je nach Stellung und Veranlagung nach zwei entgegengesetzten Richtungen. Einerseits heißt es: Hinein in die sozialdemokratischen Vereine! Hinein in die humanitären Organisationen! Bedenken sind hier kleinlich. Beides ist schon bewährt. Gerade hierin stellt uns die Zeit eine herrliche Aufgabe. Auch zur Neugründung kirchlich neutraler Veranstaltungen können wir mitberufen sein. Auf der andern Seite aber gilts: Unser nächster Beruf ist in der Regel, das Ideal der kirchlichen Einzelgemeinde festzuhalten und durch den neuen Geist zu beleben. Auf schmälerer Basis kann damit doch der schönste Bau erstehen. Mancherlei Schwierigkeiten liegen in dieser Doppelgestalt unserer Sache verborgen. Aber sie werden zu überwinden sein, vergißt man nie, daß Ein Geist in beiden Formen lebt. Wenn dieser Geist nur in uns wirklich lebendig ist!

(Schluß folgt) Otto Gerok

Die deutschen Katholiken und die Schillerfeier 1905

3

„Schiller kein Bekenner einer ausgesprochen religiösen, geschweige einer positiv-christlichen Weltanschauung": ein rein negatives Verhältnis ist es zunächst, das der Katholik erhält, wenn er von seinem heiligsten Besitz aus an den Dichter herantritt. Allein Schiller ist eine „so positive und kulturell wert-

volle Erscheinung", daß „wir ihr nicht nur von dem einen negativen Gesichtspunkt nahen" dürfen, „den uns seine Stellung zu jeder geoffenbarten Religion und insbesondere zur christlichen Kirche aufzwingt" (Muth). „Sein Werk ist uns" auch tatsächlich „zu einem tiefinnersten Erlebnis, zu einem unverlöschbaren Bestandteil unseres seelischen Lebens" geworden (Krapp). Das ist doch nur möglich, wenn trotz Allem eine „innere, wesentliche Verwandtschaft," ein „gemeinsamer Boden" (Pöllmann) besteht.

Soviel wir zu sehen vermögen, sind es drei Wege, auf denen unsere Katholiken zu diesem „gemeinsamen Boden" gelangen.

Auf dem ersten finden wir Baumgartner: „Schillers Gefühl strömt immer aus Ideen hervor und erhebt sich wieder zu Idealen ... ja, über alles Sinnliche und Sichtbare emporringend sucht er die Seele der Poesie im Uebersinnlichen, Geistigen, Ewigen und Göttlichen. Ohne es sich zu gestehen und ohne in christlicher Lehre festen Boden zu fassen, hat seine Poesie nicht bloß einen platonischen, sondern einen geradezu christlichen Zug." Die Seite in Schillers Wesen, die hier zum Ausgangspunkt der Verbindungslinie benützt ist, stellt in begrifflicher Schärfe Pöllmann heraus durch einen Vergleich zwischen Schiller und Goethe: „Goethe sieht das Diesseits, in seinem Auge ruht die Intuition; aber aus Schillers Augen bricht ein visionärer Strahl; sie sind über dieses Irdische hinaus ins Jenseits gerichtet, wenigstens dahin, wo das Wesen und die Idee wohnt. Goethe ist der naive, Schiller der sentimentale Künstler." Darin liegt eine „ausgesprochen religiöse Begabung", ja damit hängt noch das Weitergehende zusammen: „Mag Schiller einen Stoff nehmen, welchen er will, seine Ballade ist innerlich christlich, denn der Mythus gilt ihm nur als Formel und occasio. Goethe aber ... gestaltet innerlich mythisch." Es ist also die von Schiller selbst in Anspruch genommene Eigenschaft als „sentimentalischer Dichter", welche den ersten Anknüpfungspunkt bildet. Nach Schiller ist dessen „Sphäre immer das Ideenreich, und ins Unendliche weiß er Alles, was er bearbeitet, hineinzuführen. Man möchte sagen, er ziehe Allem, was er behandelt, den Körper aus, um es zu Geist zu machen ... alle Gefühle, die er zwar so innig und mächtig in uns zu erregen weiß, strömen aus übersinnlichen Quellen hervor." So ergibt sich in der Tat eine innere Wahlverwandtschaft zwischen dem „sentimentalischen Dichter" und der Religion, im besonderen der christlichen Religion, die auch alles Irdische „ins Unendliche hineinziehen" möchte und deren Gefühle auch alle aus „übersinnlichen Quellen" hervorströmen.

Freilich ist diese Verwandtschaft zunächst nur eine rein formale. Aber im Wesen des sentimentalischen Dichters liegt es, daß seine Dichtungen nicht „Gelegenheitsgedichte" sind, sondern „planvolle Allokutionen eines Hohenpriesters der Kunst" (Pfeiffer). Je vollkommener er seinem eigenen Ideal entspricht, um so mehr wird seinem gesamten künstlerischen Wirken schließlich ein einheitliches, allumfassendes Programm zu Grunde liegen. Pöllmann spricht dies aus mit den Worten: „Schillers Kunstansicht ist eine Weltansicht." Und ob nun diese seinem ganzen Schaffen die Richtung gebende Weltansicht bei aller Verschiedenheit doch einen „inhaltlich gemeinsamen Boden" mit dem katholischen Christentum aufweist, das ist nun allerdings die Frage, auf deren Beantwortung Alles ankommt.

Von dem in den Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen niedergelegten „Kulturprogramm" Schillers aus tritt Muth an ihre Lösung heran. Wenn Schiller auch den „Gedanken der religiösen Weihe des Sittlichen" aus dem Auge verloren hatte, so hat er doch den „Begriff des natürlich Sittlichen" so groß und rein erfaßt wie wenige seiner Zeitgenossen. Sein „Kulturideal gipfelt in der Forderung jenes Zustandes, den er bei der Einzelpersönlichkeit als den Zustand der »schönen Seele« bezeichnet. Es ist dies ein Wesen, aus dem »sich das sittliche Gefühl aller Empfindungen des Menschen endlich bis zu dem Grade versichert hat, daß es dem Affekte die Leitung des Willens ohne Scheu überlassen darf, und nie Gefahr läuft, mit den Entscheidungen desselben in Widerspruch zu stehen« — also ein Ideal menschlich-sittlicher Vollkommenheit ... Ja es ist nicht einmal schwer, diese ganze Gedankenentwicklung Schillers dem christlichen und speziell dem katholischen Vorstellungskreis zu nähern und einzugliedern. Ein gut Teil allen Widerspruchs, der bis heute im Namen des Christentums gegen das Erziehungsprogramm unserer Klassiker laut geworden ist, beruht jedenfalls auf einem Mißverständnis der Sprechweise, wie sie auf beiden Seiten, jede in ihrer Art, ausgebildet worden ist. Wer in dieser Hinsicht einmal ehrlichen und friedliebenden Sinnes sich die Aufgabe stellte, hinter den verschiedenartigen und nicht selten auch befremdenden Einkleidungen der Sprache die Konkordanz der Ideen ans Licht zu stellen ... der würde sich ein großes Verdienst um die deutsche Kultureinheit erwerben. Jedenfalls würde sich dann in Bezug auf Schillers Ideen herausstellen, »daß sie ihrem wesentlichen Inhalte nach christliche Ideen waren, wenn auch der Umfang der Wahrheiten des Christentums größer ist als der Umfang der Ideen Schillers, und wenn auch in seinen Vorstellungen Vieles sich geändert haben würde, hätte er den ganzen Umfang der christlichen Wahrheit erkannt« (Hettinger, Apologie des Christentums)."

Der inhaltlich gemeinsame Boden ist so in der Tat gefunden: er besteht in Schillers „sittlichem Idealismus." Auch der Katholik weiß sich als Vertreter einer sittlich-idealistischen Weltanschauung, darum kann er sich Schiller als innerlich verwandt aneignen, wenngleich er sich bewußt ist, in seinem Glauben noch etwas Höheres zu haben, und sich das Recht vorbehält, auch einem Schiller gegenüber diesen Besitz zu wahren. In demselben Sinne äußert sich Schmidt: „Mag Schillers Weltanschauung auch nicht auf konfessionellem Boden" ruhen, so „steht sie doch fest auf dem Grunde wahrer und echter Sittlichkeit", ist eine „gesunde Weltanschauung."

Auch Pöllmann hebt die „Idee der harmonischen Sittlichkeit", die Schillers „ganzem Kunststreben den eigentümlichen Charakter aufprägt", als eine Verbindungsbrücke stark hervor. Er geht dann aber noch einen Schritt weiter, indem er untersucht, warum in Schillers Kunstideal Schönheit und Sittlichkeit einen so engen Bund eingegangen haben, und warum sein Kunstideal eine so lebenbeherrschende Stellung gewinnen konnte. Das Ergebnis faßt er dahin zusammen, daß Schiller eine „kosmische Kunstansicht" besessen habe. Was er mit diesem eigentümlichen Begriffe meint, geht vielleicht am deutlichsten aus der folgenden Ausführung hervor: Die Welt sei nach Schiller ein Kunstwerk des göttlichen Schöpfers, das den Menschen zur Erforschung und Betrachtung übergeben ward, und zwar habe der menschliche Geist dieses sich Versenken in die Schönheit göttlicher Gestaltungskraft als seine höchste Bestimmung zu erkennen und menschliche Vervollkommnung bestehe in der persönlichen Einfügung in die harmonische Ordnung. Gleiche Begriffe des Harmonischen auf verschiedenen Gebieten seien aber nun Schönheit und Moralität, über denen als Höchstes die Wahrheit throne. Von dieser „kosmischen Kunstansicht" aus könne man bei Schiller von Religion, wenn nicht in eigentlichem, dann doch in „uneigentlichem Sinne" sprechen. Aus dieser im letzten Sinne religiösen Begründung von Schillers Kunstansicht erkläre sich neben der ethischen Grundrichtung insbesondere auch die pathetische Form von Schillers Dichtung. Hier setzt nun Schmidt ein, indem er Schiller in seinem ganzen Lebenswerk als einen „Redner" betrachtet, und zwar als den „religiös gehobenen und getragenen Redner, der lebendigen Wortes zu seinen Hörern spricht", als den „gewaltigen Festtagsprediger unter den deutschen Klassikern." Auch Baumgartner erkennt in Schillers Dichtung eine starke religiöse Grundstimmung: Schiller „fühlt sich als Prophet — als eigentlicher Vates — und setzt der Kunst die höchsten Ziele." Ihm „ist es mit der Kunst unendlich ernst gewesen — sie war ihm ein Heiligtum, eine Religion." Freilich sei nun das ein „verhängnisvoller Irrtum", daß er die Kunst an die Stelle der Religion setze, indem er ihr allein die Erreichung jener höchsten Ziele zuschreibe, „welche sie in Wirklichkeit nur im Bunde mit der Religion und in ihrem Dienst erreichen kann." Aber wenn Schiller in seinem letzten Festspiel, der Huldigung der Künste, deren gemeinsames höheres Ziel in das Wort zusammenfasse: „Ich trage

dich hinauf zum höchsten Schönen", so meine er das zwar schwerlich im Sinne des heiligen Augustinus, der es beklagte, so spät die ewige Schönheit erkannt und geliebt zu haben, seine philosophische Abstraktion schließe jedoch das wirkliche höchste Schöne, das in Gott lebt, keineswegs aus. Schiller „steht — im ersten und letzten Drittel seiner Kunst wenigstens — vor einem persönlichen Gott" (Pöllmann), er vertritt den christlichen Gedanken der sittlichen Freiheit (Krapp), er „fühlt ein Jenseits und in ihm eine Vergeltung" (Pöllmann).

Ueber den gemeinsamen sittlichen Idealismus hinaus kann so der Katholik auch noch auf dem religiösen Gebiet einen gemeinsamen Boden erkennen, insofern als Schillers Dichtungen von einer Art religiöser Stimmung getragen sind und seine Weltanschauung im Gottesgedanken gipfelt.

Damit hat sich zu der formalen Wahlverwandtschaft, die auf Schillers Eigenschaft als „sentimentalischer Dichter" beruhte, in der Tat eine tiefgreifende, auf Schillers ganzer Weltanschauung begründete, inhaltliche Verwandtschaft gesellt, und hierzu kommt nun noch als Drittes ein persönliches Moment: die Verwirklichung, die Schiller seiner Weltanschauung in seiner Lebensführung gegeben hat: „Wissen, Können und Tun waren bei ihm eins . . . aus seinem Bild leuchtet eine sittliche Persönlichkeit . . . seine Frucht war der Seelenadel" sagt Pöllmann, und das Urteil, das er als Sohn der katholischen Kirche über Schillers Persönlichkeit auszusprechen hat, kleidet er in die Worte des Protestanten Gustav Schwab: „Wenn man ihn einen Heiden schelten will, weil er mit seinem Jahrhundert seitwärts stand vom Sohne des Menschen . ., so gehörte er doch zu denjenigen Heiden, die von Natur tun des Gesetzes Werk und sind ihnen selbst ein Gesetz, damit, daß sie beweisen, des Gesetzes Werk sei beschrieben in ihren Herzen." Und Pfeiffer kommt zu dem Urteil: „In ihm lebte der Grundzug der Religion: alles Edle, Reine verknüpft den Menschen Gott." Man „sieht ihn Schritt für Schritt emporsteigen zum höchsten Kulturtum auf dem Wege, den das ganze germanische Volk zurückgelegt hat, über Hellas zum Christentum. Wenn auch nicht nahe dem Altare, so steht Schiller doch im Vorhofe der Kirche."

Diese Wertung von Schillers Persönlichkeit in ihrem Verhältnis zur katholischen Kirche ergänzt sich zu einer Gesamtwertung durch das abschließende Urteil, mit welchem Baumgartner Schillers „warmem edlen Idealismus" seine Stellung gegenüber dem Katholizismus anweist: „Gott ist nicht sichtbar in die Menschheit herniedergestiegen, um das wahrhaft Schöne zu zerstören oder zu entwerten, sondern um es der Gefahr und dem Bereich der Sünde zu entziehen, es einer höheren Ordnung einzugliedern und mit einer höheren Anteilnahme an seinem Leben zu verklären. In diesem Sinne sind die natürlichen Ideale eine Grundlage, eine Vorstufe und ein wesentlicher Teil der christlichen. In diesem Sinne können auch wir Schiller den Unsern nennen, ihn lieben und schätzen, ihn verehren und ihm nacheifern . . . Ueber die Welt der Schillerschen Ideale hinaus aber liegen jene des positiven Christentums, nicht im Geiste und Gefühle eines Dichters, sondern im Ankergrunde göttlichen Glaubens gefestigt. Diese können wir uns um keiner Poesie willen, sei sie noch so erhaben, noch so national, jemals verkümmern lassen."

Adolf Dörrfuß

Verschiedenes

Von der deutschen Orientgesellschaft. Auf vier verschiedenen Gebieten hat nach den mir (zum Teil schon recht lange) vorliegenden Mitteilungen Nr. 26 bis 31 die Deutsche Orientgesellschaft ihre Arbeit getan. Zu den uns schon vertrauten Stätten in Babylon und Assur kamen Galiläa und Egypten hinzu. Im Lande des Nils wurde dank der Opferwilligkeit eines Vorstandsmitgliedes, die früher schon die Ausgrabungen zu Abusir ermöglichte, ein prähistorischer Begräbnisplatz bei einem andern Dorfe Abusir (el Melek) genau untersucht. Er stammt aus der zweiten Hälfte des vierten Jahrtausends vor Christus und enthielt neben zahlreichen wohl erhaltenen Skeletten, die fast alle in der für die angegebene Zeit charakteristischen Hocklage gefunden wurden, ein große Menge Ton- und Steingefäße von sehr gefälligen Formen, Geräte von Elfenbein und Stein, Schmuckstücke und Spielfiguren in mancherlei Tierformen. Diese Ausbeute war insofern überraschend, als der Friedhof schon vor der planmäßigen Erforschung der Schauplatz von allerlei Raubgrabungen gewesen ist. Zwischen den vorgeschichtlichen Gräbern fanden sich auch solche aus der Hyksoszeit, die sich durch die Art ihrer Anlage und ihres Inhalts leicht als unegytisch erkennen ließen, und also wohl von den Hyksos selbst herstammen dürften. Die Funde wurden zwischen der egyptischen Regierung und der Deutschen Orientgesellschaft geteilt. — Als zweites neues Arbeitsgebiet begegnet uns in den Mitteilungen Galiläa, wo im Laufe von knapp drei Monaten eine ganze Reihe von Synagogenruinen aus der Römerzeit erforscht wurden. Das Hauptergebnis dieser Forschung ist, daß alle alten Synagogen durch zwei Säulenreihen in drei Längsschiffe geteilt waren, während man bisher auf Grund sehr sicher auftretender englischer Behauptungen, die sogar durch „Grundrisse" illustriert waren, öfters drei und auch vier Säulenreihen angenommen hatte, und daß die meisten von ihnen seitliche Emporen besaßen. Diese Forschungsreise war um so notwendiger, als nach den Berichten der Expedition von den meisten dieser Ruinen in wenigen Jahren nichts mehr vorhanden sein wird, weil sie von der einheimischen Bevölkerung als Steinbrüche benutzt werden. — Nur wenig berichtet Koldewey von den Grabungen in Babylon. Aber das Wenige ist nicht unwichtig. Es ist ihm nämlich gelungen, den für die Topographie des alten Babel wichtigen Kanal Arachtu, einen Seitenarm des Euphrat, festzustellen und außerdem eine früher einmal von Delitzsch ausgesprochene Vermutung über den Verlauf der Stadtbefestigung durch die Grabung zu bestätigen. — Um so reichhaltiger sind die Berichte Andraes aus Assur. Hier hat die Grabung bisher mehrere Paläste assyrischer Könige, außerordentlich starke und komplizierte Befestigungswerke, riesige Uferschutzbauten und zwei große assyrische Tempel nebst zwei massiven Tempeltürmen ans Tageslicht gebracht. Ich kann sie hier nicht näher beschreiben, weil ohne Plan und Abbildungen doch kein Eindruck von Art und Aussehen dieser gewaltigen Bauwerke zu bekommen ist. Auch eine Fülle von Inschriften ist gefunden worden, durch die unter Anderem die älteste assyrische Geschichte wieder um ein paar Königsnamen bereichert wird. Als besonders erwähnenswert erscheint mir noch die Entdeckung einer ganzen Anzahl assyrischer Privathäuser, die zwar noch lange kein „assyrisches Pompeji" darstellen — dazu fehlt es ihnen doch zu sehr an Inhalt — aber immerhin doch einmal einen Teil des nicht offiziellen assyrischen Lebens zeigen, von dem wir bisher so gut wie garnichts wußten. Das Merkwürdigste an diesen Privathäusern ist, daß sie fast alle in ihrem Innern Grabstätten bergen, die in nur geringer Tiefe unter dem Fußboden von Wohnräumen angelegt und während der Bewohnung des Hauses zu Bestattungen benutzt wurden. Ferner ergibt sich aus diesen Grabstätten das unerwartete Resultat, daß man in Assyrien gleichzeitig Beerdigung und Leichenverbrennung übte. — Selbstverständlich knüpfen sich an die Ausgrabungen ungelöste Fragen topographischer, architektonischer und historischer Natur in Hülle und Fülle. Sie sind für die nicht am Orte der Grabung befindlichen Forscher um so weniger zu lösen, als ihnen das Material zu ihrer Lösung, die langen und kurzen, interessanten und langweiligen Inschriften, bisher immer noch nicht zugänglich gemacht ist. Die paar Brocken davon, die in den Berichten gegeben werden, noch dazu nicht assyrisch, sondern in einer für Niemanden kontrollierbaren Uebersetzung, können uns nicht befriedigen, auch nicht die gelegentliche Mitteilung, dieser oder jener Text sei philologisch oder historisch interessant. Dem gegenüber muß einmal offen ausgesprochen werden, daß es Pflicht der Deutschen Orientgesellschaft wäre, alles inschriftliche Material schleunigst zu veröffentlichen, auch wenn es den Mitgliedern der Expeditionen oder den dem Vorstand besonders nahestehenden Gelehrten daheim nicht möglich sein sollte, Alles zu übersetzen oder zu erklären. Damit würde die Gesellschaft sich den Dank aller Assyriologen, Historiker und Altertumsforscher, nicht nur der deutschen verdienen und zweifellos auch selbst Gewinn davon haben. Daß diese eigentlich selbstverständliche Pflicht bisher nicht erfüllt worden ist, liegt zum großen Teil aber daran, daß sich nun schon seit Jahren kein Assyriologe auf dem Grabungsfelde befindet, ein bei der nicht geringen Zahl junger Assyriologen in Deutschland gänzlich unnormaler Zustand, dem man baldigst ein Ende bereiten sollte. Finden wird man freilich junge Gelehrte, die sich den Entbehrungen auf dem Ausgrabungsfelde dauernd aussetzen, nur dann, wenn man sie den technischen Leitern nicht als Untergebene, sondern als Gleichberechtigte zur Seite stellt. Hoffentlich können wir bald von der Erfüllung dieses keineswegs unbescheidenen Wunsches berichten.

Friedrich Küchler

Aus der neueren sozialen Literatur. Seit 1904 erscheinen bei Felix Dietrich in Leipzig unter dem Titel Sozialer Fortschritt in zwangloser Reihenfolge Hefte und Flugschriften für Volkswirtschaft und Sozialpolitik. In kurzer Uebersicht bald orientierend über soziale Zustände (z. B. Kinderarbeit, Heimarbeit, Lage der Landarbeiterinnen) oder über soziale Einrichtungen (z. B. Carl Zeiß-Stiftung, Arbeiter-Fachverbände) und deren geschichtliche Entwicklung, bald der Durchführung noch harrende soziale Aufgaben behandelnd (z. B. Gewinnbeteiligung), erweisen sie sich als wohlgeeignet, soziales und sozialpolitisches Interesse zu wecken und zu beleben. Aus den mir vorliegenden Heften sind folgende als besonders lesenswert hervorzuheben: „Handelspolitik und Handelsverträge" (Heft 31/32) von Dr. Borgius, ausgezeichnet durch Klarheit der Darstellung; „Die Prostitution" (Heft 36) von Johannes Gaulke, der zur Einschränkung des Uebels die Hebung der sozialen Lage der arbeitenden Bevölkerung und Aufklärung der

Jugend verlangt; „Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften in Deutschland und Oesterreich“ (Heft 38/39) von Leopold Katscher mit einer Darstellung ihrer Geschichte und einem Ueberblick über die vorhandenen Genossenschaftsgattungen. Von hervorragender Sachkenntnis zeugt die Schrift „Unsere Kolonien, was sind sie wert und wie können wir sie erschließen? Ein Kolonialprogramm“ von A. Seidel (Heft 41/44, 79 S.). Von der Mission sagt Seidel: „Die Mission ist es in erster Linie, die den Eingeborenen sittlich erzieht, seine Kenntnisse erweitert, ihn zur Arbeit anhält und dadurch das Niveau seiner geistigen und materiellen Kultur hinaufschraubt. . . Private Kreise wie die Regierung sollten daher bemüht sein, die Mittel der Missionsgesellschaften nach Möglichkeit zu stärken.“ Tolstois Aufsatz „Die große soziale Sünde“ (Juli 1905), wofür er das Privateigentum an Land ansieht, ist als Heft 54/55 mit einem Vorwort des Bodenreformers Adolf Damaschke herausgegeben. Dr. Elisabeth Gottheiner behandelt in Heft 56 in aller Kürze „die gewerbliche Arbeiterinnenfrage“ und zeichnet in besonnenen großen Strichen die Wege zur Beseitigung der Mißstände. Eine kurze Geschichte der Gewerkvereine und Gewerkschaften bietet Oskar Neve in Heft 65, während Georg Müller in Heft 37 „Die kommunale Sozialpolitik und die Handlungsgehülfen“ die Wünsche der Letzteren an die Stadtverwaltungen vertritt. Der Wert der Hefte liegt hauptsächlich in der knappen Zusammenfassung der weitschichtigen Stoffe und der dadurch auch für den Laien gebotenen Möglichkeit, sich schnell zu orientieren. Der Preis ist ein sehr geringer (Heft 1 bis 50 je 15 Pfg., die Reihe von 10 Heften 1,20 Mk.), auch wenn sich der Verlag gezwungen gesehen hat, ihn vom 51. Hefte an auf 25 Pfennige (10 Hefte 1,50 Mk.) zu erhöhen.

In Heft 26 der unter dem speziellen Gesichtspunkt der Bodenreform von A. Damaschke herausgegebenen Sozialen Streitfragen (Verlag „Bodenreform“ Berlin) behandelt Dr. Weber, Professor der Kunstgeschichte in Jena, die drei modernen Bestrebungen „Heimatschutz, Denkmalpflege und Bodenreform“ (24 S., 50 Pfg.) in ihrem Verhältnis zu einander und kommt überzeugend zu dem Schluß: nicht das Eine oder das Andere, sondern das Eine und das Andere; denn alle drei Bestrebungen haben einen gemeinsamen Feind: den Egoismus des Einzelnen oder des Konsortiums.

Die seit Anfang des vorigen Jahres in ihrer jetzigen Gestalt im Verlag der Zentralstelle des Volksvereins für das katholische Deutschland in M.-Gladbach erscheinende Soziale Kultur, redigiert von Professor Dr. Hitze und Dr. Hohn (jährlich 6 Mk., monatlich 1 Heft von 48 bis 80 Seiten), bringt neben Aufsätzen aus sachkundiger Feder in jeder Nummer eine wertvolle Rundschau über soziale Gesetzgebung, kommunale Sozialpolitik, Berufsorganisationen, Wohlfahrtseinrichtungen, Kongresse, Vereinswesen, Parlamentarisches u. a. Der katholische Standpunkt der Zeitschrift tritt fast ganz in den Hintergrund. Aber die Tatsache, daß auf katholischer Seite so energisch sozial gearbeitet wird, bleibt für uns Evangelische beschämend. Denn wir haben der Sozialen Kultur nichts Gleichwertiges von bewußt evangelischem Standpunkt aus zur Seite zu stellen. Dies wird namentlich klar, wenn man die Hefte der Freien Kirchlich-sozialen Konferenz zum Vergleich heranzieht. Zu sehr noch bewegen wir Evangelischen uns in allgemeinen Fragen und Erörterungen, statt die offenbaren sozialen Nöte flugs zu packen und zu erwürgen. Es wäre sehr erfreulich, wenn sich das noch immer unregelmäßig und selten erscheinende Organ des Evangelisch-sozialen Kongresses Evangelisch-sozial unter Mitarbeit evangelischer Fachleute, an denen es doch nicht fehlt, zu einer ähnlichen Bedeutung emporarbeitete wie die Soziale Kultur.

Einer ihrer Mitarbeiter, Dr. W. Liese, ist der Verfasser des Buches Das hauswirtschaftliche Bildungswesen in Deutschland. 104 S. 1 Mk. Verlag der Zentralstelle des Volksvereins für das katholische Deutschland. Die Schrift gibt einen Ueberblick über die geschichtliche Entwicklung und den Stand des hauswirtschaftlichen Bildungswesens in Deutschland, sowie über Unterrichtsmethoden und Bildungsanstalten für Hauswirtschaftslehrerinnen, gleich willkommen für Gründende, Vermittelnde und Suchende. In Dresden, um dies zu berichtigen, hat weder der Verein Volkswohl noch der Gemeinnützige Verein eine Haushaltungsschule, wohl aber der Verein Marthaheim, der Landesverein für innere Mission, sowie neuerdings der Deutsch-evangelische Frauenbund, abgesehen von einer privaten Koch-, Haushaltungs- und Industrieschule in Blasewitz.

Die so notwendigen und doch oft fehlenden Kenntnisse über die Kranken-, Invaliden- und Unfallversicherung sucht ein vor den andern zu empfehlendes Schriftchen von Ernst Funk zu verbreiten: Was muß jeder Versicherte von der Arbeiterversicherung wissen? Berlin, Franz Vahlen 1906. 31 S. 35 Pfg. Ein ansprechendes Heftchen vom Landesversicherungsrat Hansen faßt die Arbeiterversicherung mit Recht als Praktisches Christentum im Staatsleben. (Lehr und Wehr, Heft 22.) 16 S. 10 Pfg. Agentur des Rauhen Hauses, Hamburg. Weit ausführlicher und in wissenschaftlichem Gewande verfolgt denselben Zweck, die Kenntnis der deutschen Versicherungsgesetzgebung möglichst weiten Kreisen zu vermitteln, das Buch von Dr. iur. Köbke: Grundzüge der Arbeiterversicherung. Berlin, Otto Salle 1906. 157 S. 3 Mk. Besonders berücksichtigt sind die preußischen Ausführungsbestimmungen. Die besondere Frage Arzt und Krankenkasse behandelt Karl Spiro in einem lesenswerten Vortrag (Berlin-Schöneberg, Buchverlag der Hilfe, 14 S. 25 Pfg.), indem er für bedingt freie Arztwahl eintritt und namentlich auf den Wert der bedrohten Selbstverwaltung der Krankenkassen nachdrücklich aufmerksam macht.

Angesichts der großen Unkenntnis und Indifferenz weiter gebildeter Kreise gegenüber der sozialen Frage verdient besondere Beachtung die Schrift von Professor Dr. E. Thrändorf: Die soziale Frage in Prima. Dresden, Bleyl und Kämmerer. 69 S. 1,25 Mk. Thrändorf fordert meines Erachtens mit Recht, die Einführung der Zöglinge höherer Schulen in die soziale Frage nicht, wie es jetzt meist geschieht, dem Zufall zu überlassen, sondern bereits in der Schule im kirchengeschichtlichen Unterricht anzubahnen. Als Lehrstoffe (auch gesondert als Beiblatt zu jedem kirchengeschichtlichen Lesebuch zu haben, 25 Pfg.) gibt er die Geschichte Gustav Werners, die christlich-soziale Bewegung in England und die soziale Gesetzgebung in Deutschland.
Röthig

Kirche und Trinkerrettung. Grundsätzliche Ausführungen von Superintendent Klar in Belgard. Verlag des Johannishauses in Belgard (Persante). 50 Pfg.

Wer ein offenes Auge für die Schäden unsers Volkslebens hat, wird nicht leugnen können, daß eine der schmerzlichsten Wunden an unserem Volkskörper das Trinker-Elend ist. Zum Kampf gegen dieses Uebel und das daraus entspringende Elend will Superintendent Klar, der warmherzige Verfechter der evangelisch-kirchlichen Blau-Kreuz-Sache, alle werktätigen Christen, vor allem die Geistlichen aufrufen. Die evangelisch-kirchlichen Blau-Kreuz-Vereine haben sich erst im vorigen Jahre eine Bundes- und Verbandsorganisation gegeben. Sie stehen auf durchaus kirchlichem Boden und wollen als Zweig der mannigfachen Arbeiten der Inneren Mission betrachtet werden. Sie sind im bewußten Unterschied gegenüber den kirchlich-neutralen Blau-Kreuz-Vereinen ins Leben gerufen, die — meistens in Gemeinschaftskreisen wurzelnd — vielfach eine gewisse Neigung zum Sektenhaften und zu einer unevangelischen Engherzigkeit und Treiberei zeigten. Man wird den ernsten, von warmer Liebe zu den von der Trunksucht geknechteten Brüdern zeugenden Worten des Verfassers um so lieber zustimmen, als sie andrerseits auch weiten, freien Blick zeigen und sich fern halten von allem Fanatismus, der dem durchaus berechtigten und so sehr nötigen Kampf gegen den Alkohol-Mißbrauch schon vielfach geschadet hat. Möchten die Worte des Verfechters der evangelisch-kirchlichen Blau-Kreuz-Vereine doch in weiten Kreisen gehört und befolgt werden! Es gibt wenige kirchliche Aufgaben, die so dringend sind, wie der Kampf gegen die Trunksucht.
Falck

Wir jungen Männer. Das sexuelle Problem des gebildeten Jungen Mannes vor der Ehe: Reinheit, Kraft und Frauenliebe. Von Hans Wegener. Düsseldorf, Karl Robert Langewiesche 1906. 1,80 Mk. [Bereits das 30. Tausend.]

Es gibt zu dieser Frage eine überaus reiche Literatur. Hätten wir eine gute sexuelle Erziehung unserer Jugend, dann würde wohl das eine oder das andere tapfere Wort genügen. So aber quälen sich gewiß viele junge Männer mit großem Ernst durch viele Bücher dieser Art hindurch. Bisher zumeist nicht zu ihrem Vorwärtskommen in diesen Dingen. Wegeners Buch ist erfreulich in seiner Art gegenüber der Menge der unerfreulichen. Schon der eigenartige Weg, den Wegener führt, regt an. Er spricht zuerst von einer neuen Ehre des Mannes in unserer Zeit, um dann erst den Geschlechtstrieb zu schildern. Und dann folgen in guten feinen Ausführungen die Kapitel: Von den Frauen; Genuß und Arbeit; die Gesundheit; das nächste Geschlecht; das Volk. Ich würde in derselben Arbeit mit jungen Männern anders wandern. Mein Gegensatz gegen diesen Aufbau ist sehr tief begründet: in dem Zweifel an der „Persönlichkeits“kultur der Leute um Johannes Müller und (im Suchen der Zeit) um Hans Wegener. Ich glaube nicht, daß irgend ein sittlicher Kampf mit einer Besinnung über die eigene Ehre oder den eigenen Persönlichkeitswert beginnt oder doch kräftig dadurch belebt wird; sondern der sittliche Kampf geht zunächst um wertvolle Güter und erst in solchem Kampf um wertvolle Güter bildet sich das, was wir Ehre, Persönlichkeit oder Seele nennen — auch hier geht es so: wer sich selbst verliert, findet seine Seele. Das heißt für unser Buch: das erste Kapitel würde für mich an den Schluß rücken. Mit ganzer Wucht — das ist im einzelnen auch bei Wegener gut gelungen — soll vor den jungen Männern groß werden: Liebe, Frauen, Arbeit, Gesundheit, Kinder und Volk — mit der Kraft des kategorischen Imperativs und mit dem Zauber gottgeschenkter Güter. —

Im einzelnen ist viel Starkes und viel Zartes und viel Tiefes in dem Buch. Man muß hin und her sich nur freuen; und man hat oft Lust, in das andere Zimmer oder über die Straße zu gehen, und es Menschen, die man lieb hat, vorzulesen. Nur in einem Einzelnen ist das Buch nicht klar oder wenigstens nicht klar genug; doch teilt es dies Los mit fast allen literarischen Erscheinungen dieser Art: was eigentlich die sinnliche Liebe sei, worin ihr Recht und ihr Wert liege, erfährt man nicht. Denn sie lediglich auf die Schöpferarbeit zu beschränken wird ausdrücklich abgelehnt. Mit dieser Unsicherheit hängt es aber zusammen, daß die Probleme, der Kampf auf diesem Gebiet scheinbar vor der Ehe Halt machen und daß der Kampf selbst für die jungen Männer ein wesentlich rein leiblicher Kampf zu sein scheint.

So gewiß sich Wegeners Buch als eine erfreuliche Leistung heraushebt aus der früheren ähnlichen Literatur, so muß doch gesagt werden, daß es einzelne gute Kameraden älterer Zeit hat; ich erinnere an den frischen Vortrag von Sohm: Der deutsche Mann und die Sittlichkeit. Leipzig, H. G. Wallmann 1901. 20 Pfg., an Th. G. Kornig: Die Hygiene der Keuschheit. Berlin, Alfred H. Fried u. Co. 1890 und — last not least — Ribbing: Die sexuelle Hygiene und

ihre ethischen Konsequenzen. Stuttgart, Hobbing und Büchle 1902. 2 Mk. Heinz Beckmann

Mutterschutz: Zeitschrift zur Reform der sexuellen Ethik. Publikationsorgan des Bundes für Mutterschutz. Herausgegeben von Dr. phil. Helene Stöcker. Berlin-Wilmersdorf. Frankfurt a. M., J. D. Sauerländer, halbjährig 6 Hefte 3 Mk.

Ich habe im letzten Jahrgang der Christlichen Welt in einer gelegentlichen Anmerkung das Abonnement dieser Zeitschrift besonders für größere Lesezirkel empfohlen. Jetzt liegt mir der erste Jahrgang mit zwölf Heften vollständig vor. Mein ursprüngliches günstiges Urteil habe ich auf das sorgfältigste nachgeprüft und kann nicht davon abgehen.

Ich erzähle zunächst etwas vom Inhalt der Zeitschrift: Hin und wieder erscheinen programmatische Artikel, die dann aber durchaus nicht irgendwie autoritativ auftreten, sondern sich in den nächsten Heften Einschränkung und Widerspruch gefallen lassen müssen. Den breitesten Raum nehmen die Arbeiten zur Kenntnis dieses ganzen Lebensgebietes ein; vom psychologischen, soziologischen, juristischen, medizinischen, historischen und moralischen Standpunkt aus werden die Fragen beleuchtet. Oft wird von praktischer Mutterschutz-Arbeit, häufiger leider von fehlender Mutterschutz-Arbeit berichtet. Ständig sind die ganz besonders geschickt und fein geleiteten Rubriken: Literarische Berichte, Zeitungsschau, Aus der Tagesgeschichte. Endlich gibt es Mitteilungen des Bundes und einen Sprechsaal.

Fast nie habe ich mich völlig einverstanden gefunden mit den geäußerten Ansichten. Aber immer bin ich bereichert und zu eigener ernster schwerer Gedanken- und Tatarbeit auf diesem Gebiet angeregt. Hin und her, aber ganz selten bin ich wirklich innerlich geärgert, so z. B. durch das Sprechsaal-Wort von Walther Borgius, Zur Frage der strafrechtlichen Behandlung von Sittlichkeitsvergehen an Kindern.

Im ersten Heft des zweiten Jahrganges erscheint sowohl der Jahresbericht der Vorsitzenden wie auch des Schriftführers, des Letzteren unter dem Titel: Aus unsern bisherigen Erfahrungen und Erfolgen. Dies Heft sollten sich um dieser beiden Arbeiten willen Alle kommen lassen, die so leichthin nach Urteilen über den Bund auch ihrerseits sich für berechtigt halten, ein fertiges Urteil zu fällen. Sie werden dann sehen, daß hier ernst und tüchtig gearbeitet wird. Und wer sich in diese Arbeit innerlich versenkt oder aber — was besser ist — in seinen Kreisen zur Arbeit anregen läßt, der wird dann auch die Notwendigkeit erkennen, daß über die Anschauungen auf diesem Gebiet der Geisterstreit entbrennen oder lebendig bleiben muß. Und wenn wir klagen, daß uns fremde Geister in diesem Streit führende sind, nun warum arbeiten wir nicht mit? Warum arbeiten wir nicht eine Anschauung für dies Lebensgebiet aus unserer christlichen Art heraus und verteidigen sie dann frisch und tapfer da, wo gekämpft wird, und nicht uns selbst genießend in unseren Kreisen allein?

Dr. Helene Stöcker schließt den ersten Jahrgang mit einer Anmerkung der Redaktion: „Unsere Zeitschrift ist kein einseitiges Parteiorgan, sondern ein Diskussionsorgan, in dem die verschiedensten Meinungen zu Wort kommen sollen — im Interesse einer Klärung der schwierigen uns vorliegenden Probleme." Freilich, zweierlei Leute sollen und können nicht mitarbeiten: die Einen haben ein Urteil, bei dem Sachkunde völlig fehlt — und die Andern haben feste — inhaltlich feste — Entscheidungen zu allen Fragen des Lebens für jeden Einzelnen bereit. Zu Beiden sollten wir nicht gehören.

Heinz Beckmann

Wählt Römer! Wir haben uns lange nicht mit dem Fall Römer beschäftigt. Wir standen ihm gegenüber wie einem Prozeß, in dessen Verlauf wir nicht eingreifen mochten. Der Moment wird schon kommen, in dem wir unser Schweigen brechen. Heut nur von einer Episode. Durch alle Blätter geht die Nachricht, rheinisches Konsistorium habe den Pfarrer Traub in Dortmund dem Berliner Oberkirchenrat zur Disziplinierung empfohlen wegen einer Depesche an die Remscheider: „Wählt Römer!" Unwillkürlich deutet man das so, als habe Traub im Momente der letzten Entschließung an das etwa wankend gewordene Presbyterium diese dringende Mahnung gerichtet, um die vom Konsistorium von vornherein für hoffnungslos erklärte Wahl doch noch durchzudrücken. Die Wahl (die zweite) Römers fand am 27. Juni statt. Ueber die Depesche schreibt uns unser Freund Traub aus der Sommerfrische auf die auch ihm zu Gesicht gekommene Zeitungsnachricht hin:

1. Das Telegramm datiert vom April und wird heute ausgegraben. Es wird offenbar in ganz anderem Zusammenhang verwertet, um die Interessen abzulenken.
2. Das Telegramm war Privattelegramm an einen Kollegen. Es ist heute noch unaufgeklärt, in welcher Form es öffentlich verwertet wurde.
3. Von solcher öffentlichen Verwertung wußte ich so wenig, wie ich je dem Presbyterium als solchem mich als Ratgeber aufdrängte.
4. Das Telegramm schickte ich nur aus Not, weil ich in Frankfurt auf Reisen einen Remscheider Brief vorfand.
5. Mein Interesse dabei war dies. Man hatte mir gesagt, es existiere ein Geheimerlaß aus den dreißiger Jahren, wonach Keiner, der einmal nicht bestätigt sei, wieder an demselben Ort bestätigt würde. Ich riet nun diesen Erlaß herauszuzwingen durch Mitteilung an das Konsistorium, daß man an der Kandidatur Römer festhalte.

Kleine Mitteilungen. In dem Aufsatze von Otto Gerok ist wiederholt die Rede von dem Volksheim in Hamburg. Es trifft sich, daß soeben der Bericht über das fünfte Geschäftsjahr ausgegeben wurde. Man lasse sich ihn kommen von der Geschäftsstelle: Hamburg, Billhorner Mühlenweg 41. Er wird ohne Zweifel unentgeltlich versandt, soweit der Vorrat reicht.

Nachdenksame Leser und Leserinnen haben einen Rembrandt-Artikel zur Feier des 15. Juli in der Christlichen Welt vermißt. Aber es ist alte bewährte Praxis unsers Blattes, sich an solchen Gedenkfeiern nur ausnahmsweise zu beteiligen. Der Herausgeber hat das von Hans Grunow gelernt, unserm einstigen Verleger und dem Leiter der Grenzboten. In solchen Tagen geht wie ein rauschender Strom eine Fülle von Zweckartikeln durch die Presse — und schließlich liest sie Niemand mehr. Aber wenn uns ohne unser Zutun etwas ganz besonders Gutes auf den Redaktionstisch geflogen wäre, so hätten wir es schon gebracht. Und eine freundliche Kleinigkeit zur Ehrung des Meisters kommt auch noch. Im übrigen empfehlen wir unsern Lesern die bereits erschienene Festrede eines Berufensten (vgl. 1904 Nr. 48 Sp. 1145): Rembrandt und Wir. Rede bei der Rembrandtfeier der Kgl. Christian-Albrechts-Universität zu Kiel gehalten von Carl Neumann. Berlin und Stuttgart, W. Spemann. 37 S. 1,50 Mk. Neumanns Rembrandt, im gleichen Verlage erschienen, liegt bereits seit vorigem Jahr in zweiter Auflage vor: 38 Mk., gebunden 40.

Im Buchverlag der Hilfe, Berlin-Schöneberg, ist das Stenogramm der Berliner Protestversammlung gegen die russischen Greuel vom 25. Juni erschienen, 21 S., 20 Pfg.: Die russische Massacres. Herausgegeben von der Redaktion der Russischen Korrespondenz. Reden von Schrader, Liszt, Shdanoff, Traeger, Kirmß, Brutzkus, Naumann.

Soeben wurde das Protokoll des Evangelisch-sozialen Kongresses zu Jena ausgegeben. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht. 188 S. R

Verantwortlicher Herausgeber: Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Lüttringhausen. Montag 30. Juli 5 Uhr im Düringer Hof: Gebet und Gebetserhörung. Gymnasialdirektor Evers-Barmen. Gesinnungsgenossen als Gäste willkommen.

Magdeburg. Mittwoch 8. August $^1/_2$4 Uhr Hasselbachstr. 1: Was ist alter Glaube? nach Th. Kaftan Moderne Theologie des alten Glaubens, W. Herrmann Zeitschr. f. Theol. u. Kirche 1906 Juniheft und desselben Christl.-prot. Dogmatik in Kultur der Gegenwart I, 4. — Gäste, auch Damen willkommen!

Potsdam

Mittwoch den 3. und Donnerstag den 4. Oktober:

Unsre Aufgabe. Professor Herrmann aus Marburg.

Die Grenzen der Lehrfreiheit. Professor Baumgarten aus Kiel, Pastor Schian aus Breslau, Kammergerichtsrat Weizsäcker aus Berlin. Näheres über Ort, Zeit und über die Verteilung der Tagesordnung später.

Chronik der Christlichen Welt
Verlag J. C. B. Mohr
Täbingen

Nr. 29. Italien — Aus Schlesien — D. Schlosser zum Fall Korell — Das preußische Schulunterhaltungsgesetz — Verschiedenes: Pfarrerverein; Die Lutherische Konferenz für Oberhessen; Auf der 18. Konferenz des Rhein. Prov.-Ausschusses für Innere Mission; Die Ortsgruppen des rhein.-westf. Verbandes der Freunde evang. Freiheit; Aus den Niederlanden; In Bern — Personalien

Versammlungskalender

23. Juli— 4.	August	Pädagogisch-sozialer Ferienkursus Kassel
28. Juli— 1.	August	Jugendbund für Entschiedenes Christentum Genf
6.—18.	August	Jenaer Ferienkurse Jena
6.—10.	„	Deutsche Christliche Studentenkonferenz Wernigerode
14. 15.	„	Presbyterianisch-reformierte Kirchen des Kontinents Prag
21.—23.	„	Allg. Evang.-Prot. Missionsverein Zürich
3.— 5.	September	Schweizerische Prediger-Gesellschaft Basel
3.— 6.	„	Preußische und deutsche Pfarrervereine Dresden
5.— 7.	„	Kongreß für protestantischen Kirchenbau Dresden

Cand. theol. sucht mit Ablauf seines Freiwilligenjahres Anfang Oktober Stellung als **Hauslehrer.** Zur Auskunft bereit Prof. D. Kautzsch in Halle. Zuschriften erbeten an **Frommhold, Chemnitz,** Planitzstr. 46.

Remagen a. Rhein

Gebildete evangelische Dame nimmt junge Mädchen (4—5) besserer Stände bei sich auf zur gründlichen Erlernung des Haushalts und gesellschaftlicher Formen. Persönliche Anleitung, gewissenhafte Aufsicht. Auskunft und Referenzen durch Herrn Pastor **Andreae.**

Im Verlage von **Alfred Töpelmann** (vormals J. Ricker) in **Gießen** erschienen soeben:

Was nun?

Aus der kirchlichen Bewegung

und

wider den kirchlichen Radikalismus in Bremen

von

J. Burggraf

Pastor an St. Ansgarii in Bremen

Aus den Schillerpredigten
Auf vulkanischem Boden
Zur Abgrenzung der Lehrfreiheit
Nach Kalthoffs Tode
Das Programm der „Bremer Beiträge“

Gr. 8° — 70 Seiten — M. 1.20

Der Verf. zeichnet zunächst die ganze gegenwärtige Lage mit all ihren Zukunftsfragen, wobei sich das „Nach Kalthoffs Tode“ überschriebene Hauptstück zu einer großen Charakterschilderung des Toten auswächst, die, ganz eigenartig, jedenfalls die eingehendste Würdigung und Kritik Kalthoffs bietet. Im letzten Aufsatz entwirft er sodann das Programm der „Bremer Beiträge zum Ausbau und Umbau der Kirche“, die vom Oktober ab unter seiner Leitung in demselben Verlag erscheinen werden.

Vom Sein und von der Seele

Gedanken eines Idealisten

von

Walter Kinkel

Professor der Philosophie in Gießen

Fein geb. — 150 Seiten — M. 2.—

Dies Buch ist bestimmt für kämpfende, suchende Menschen, die entbehren und verlangen — nicht für dogmatische Philister, die besitzen und genießen. Unter denen möchte es sich Freunde werben, welche die Wahrheit nicht als einen fertigen, endlichen Besitz, sondern als das unendlichferne Ziel der Kultur ansehen. Es spricht nicht zu denen, welchen das Schicksal freundlich alle Güter des Lebens in den Schoß geworfen hat; sondern wer Schmerzen kennt und Entsagung, der wird es verstehen. Aber die Modekrankheit des Pessimismus kann es nicht mitmachen; sie entspringt doch zumeist einem mehr oder weniger versteckten Egoismus. Durch Leiden sollen wir l e r n e n.

Pro 1. Oktober 1906 suche ich für meinen Sohn von 10 Jahren, der Quintaner ist, einen

Hauslehrer

der bereits in andern Häusern unterrichtet hat.

Freiherr von Schroetter
Wohnsdorf b. **Allenburg** Ostpr.

Gesucht aufs Land tüchtige staatlich geprüfte evangelische **Lehrerin** zum vollständigen gründlichen Unterricht der Töchter. Sprachen nicht durchaus erforderlich. Gehalt nach Uebereinkunft. Eintritt September, spätestens 1. Oktober. Offerten mit Zeugnissen und Photographie erbeten an die Expedition der Blattes Chiffre **R. O.**

Junger französischer Schweizer

Sohn eines Gymnasialprofessors, sucht für das nächste Semester Aufenthalt **au pair** in gebildetem Hause einer Universitätsstadt. Angebote unter **K. K.** an den Verlag der Christlichen Welt.

Töchter aus guter Familie finden zur Fortsetzung ihrer Studien in Sprachen, Musik und Kunst **Pension** in einer der schönsten **Vorstädte Londons.** Ausflüge in die Umgebung, Besuch der Museen etc. Nähere Auskunft erteilt

Pastor Wohlleben,
Cöln, Lindenstr. 71

Florenz Deutsches Evangelisches Hospiz, Via de' Serragli 130 A. Ruhige sonnige Lage. Pension 5—6 L.

Alkohol-Entziehungskuren

Kuranstalt **Rittergut Nimbsch** a. Bober, Post Reinswalde Kr. Sagan i. Schlesien (früher Niendorf a. Sch.). Gegründet 1895. Prospekte frei. **Sanitätsrat Dr. Lerche, Alfred Smith,** Rittergutsbesitzer.

Preußische Kirchenzeitung

Verlag Gebauer-Schwetschke Halle a. S.

Nr. 29. Der Kirchenstreit in Bremen (Schluß) — Die Aussichten des kirchlichen Patronatsrechts (Zweite Hälfte) — Katholische Propaganda? — Aus Preußen: Kirchensteuer in Kassel; Zur Lehrerbesoldungsfrage; Das Volksschulgesetz in anderer Beleuchtung — Mancherlei: Die christlichen Gewerkschaften; Die deutsche Zentralstelle zur Förderung der Volks- und Jugendlektüre; Häßliche Polemik

---

Gelegenheitskauf

Die im Jahre 1865 von Hoforgelbauer Jahn in Dresden erbaute und noch gut erhaltene

Orgel in Herrnhut

von 20 Stimmen auf 2 Manualen und Pedal mit schönem Gehäuse steht billig zum Verkauf, da ein größeres Werk an ihre Stelle treten soll. Nähere Auskunft erteilt

Th. Erxleben, Seminardirektor a. D.,
Vorsitzender des Orgelbau-Ausschusses, **Herrnhut** (Sa.) Oderwitzerstr.

Blitzableiterprüfungen

mit Widerstandsmessungen der Ab- und Erdleitungen an **Kirchen** und **Türmen** 2c. Reparatur und Erneuerung von **Blitzableitungen, Turmkreuzen, Fahnen** und **Knöpfen.** Wettersichere Einfassung von **Turmspitzen** in jedem Metall. Ausführung ohne **besonderes Gerüst** billig und zweckmäßig. Langjährige Erfahrungen.

U. and. ausgeführt: Kirchen zu Strehla, Radeburg, Lommatzsch, Wantewitz, Lenz, Weinböhla, Cölln a. E., Etzdorf, Roßwein, Schönfeld b. Pillnitz, Stolpen i. S., Schönbrunn b. Wolkenstein, Burkau, Porschdorf a. E., Striesen, Rudolstadt, Reschwitz, Dörnfeld, Stockhausen i. Thür., Bloßwitz, Hayda, Nauwalde, Frauenhain, Wildenhain, Lichtensee, Streumen, Röderau, Gröditz b. R., Königl. Garnison-Kirche Dresden 2c.

Großenhain i. S. — **Anton Klette,** Schlossermstr.
Inhaber der K. S. Staats-Medaille.

Evgl. Töchter-Pensionat Lohmann
Godesberg a. Rh. Hauptstr. 2

Gründliche **wissenschaftliche** und **hauswirtschaftliche Ausbildung** bei sorgfältiger Pflege. Großes Haus in altem, schattigem Garten. Beste Empfehlungen.

Weitere Auskunft durch die Vorsteherinnen Frau **Ch. Lohmann** und Fräulein **Else Lohmann,** staatl. gepr. Lehrerin.

Probenummern der **Christlichen Welt** versendet jederzeit unentgeltlich der Verlag.

Bütten! **Verlobungsbriefe** u. dgl. auf echten Büttenpapieren oder besten schweren mattsatinierten Stoffen werden schnell, billig und stilgerecht in Empire- oder altdeutschen Schriften angefertigt. 100 Verlobungsbriefe im Format 22×35 cm in ff. matt Elfenbein mit Umschlägen 11,25 M., 200 17,75 M., 300 24 M. postfrei gegen Kasse. **Druckerei Bauer, Marburg a. L.**

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg